

ANNA MARIA LENZ VON GUTTENBERG

Opatija, 1946

DAS VERLORENE PARADIES (BRIONI)

	Seite
Vorwort	2
I. Wie das Paradies entstand	2
II. Gäste aus dem lieben, alten Österreich	6
III. Inselleben und Beruf	9
IV. Besuch Kaiser Wilhelms / Carl Hagenbeck und der Zoologische Garten	13
V. Der asthmatische Wasserdampfer	15
VI. Bekannte Namen	17
VII. Besuch der englischen Mittelmeerflotte	19
VIII. Glückes Ende	20
IX. Krieg (1914 - 1918)	21
X. Die Nachkriegszeit, Jahre des Wartens	31
XI. Wiedererwachen	32
XII. Der Indianerprinz	34
XIII. Hochbetrieb	35
XIV. Klingende Namen	38
XV. Bernhard Shaw und Gene Tunney	43
XVI. Richard Strauss	46
XVII. Das Junkers Flugzeug	47
XVIII. Gesellschaftliche Höhepunkte	48
XIX. Tod Karl Kupelwiesers und Besitzerwechsel	51
XX. Filmrummel	53
XXI. Nochmals »Polo«	54
XXII. Unfälle	55
XXIII. Karsovina	57
XXIV. Ausklang und Abschied	57
Anhang: Heitere Episoden aus dem Bootshausleben	61

Vorwort

Vor Jahren schon hatten mein Mann und ich den Vorsatz gefasst, einmal, in späterer Zeit, zurückblickend auf unser Leben auf der Insel Brioni, unsere Erinnerungen in einem kleinen Buch zu sammeln. Wir dachten damals, solche Aufzeichnungen könnten vielleicht ein freundliches Interesse bei jenen finden, die die Insel besucht hatten und liebten, und darüber hinaus bei allen unseren Altersgenossen, in deren Lebensabschnitt dieselben Ereignisse fielen, die im damaligen Zeitraum die Gemüter bewegten. Denn Vieles, ob es sich nun um historische, künstlerische oder gesellschaftliche Begebenheiten handelte, hatte zu Brioni eine Beziehung. Heute, nach den furchtbaren Ereignissen, die unsere Welt so schwer verwundet zurückließen, fragen wir uns allerdings, ob noch jemand Zeit und Lust haben wird, sich in Gedanken in die Geschichte dieser Insel zurückversetzen zu lassen. Wie sie nach jahrhundertelanger Verwilderung aus dem Dornröschenschlaf zum Leben erwachte, wie sie aufblühte, was sich dort alles ereignete und wie auch sie der Zerstörung anheimfiel, sodass der ihr ganzer Zauber wieder erloschen ist.

In unserer Erinnerung ist aber alles unvergessen, und so will ich versuchen, zu Papier zu bringen, was wir dort in mehr als drei Jahrzehnten erlebten.

I. Wie das Paradies entstand

Ich selbst sah Brioni zum ersten Mal im August des Jahres 1906. Aber schon lange vorher, schon in meiner frühesten Kindheit, hatte ich von Brioni gehört, denn mein Vater, Oberforstrat Guttenberg, hatte in den Jahren 1878 - 1893 als Landesforstinspektor des Küstenlandes oft auch in Pola zu tun (es war seine Lebensaufgabe, die Aufforstung des Karstes durchzuführen). Nach Triest zurückgekehrt, erzählte er immer wieder, dass es dort eine Insel gäbe, die man, die nötigen Geldmittel vorausgesetzt, in ein Paradies verwandeln könnte. Tatsächlich hatte sich dann ein Mann gefunden, der alle Eigenschaften mitgebracht hatte, um ein solches Unternehmen durchzuführen. Er hatte nicht nur ein großes Einkommen, mit dem er als Betriebskapital der schwierigen Aufgabe gerecht zu werden gedachte, sondern er war genial, unternehmungslustig und – ein großer Optimist! Sein Name, Paul Kupelwieser, ist durch Brioni so bekannt geworden, dass es sich erübrigt, noch mehr hinzuzufügen. Ich will aber doch in Kürze zusammenfassen, in welcher Weise diese Pionierarbeit, die aus einer verlassenenen, von Malaria verseuchten Insel einen erstklassigen Kurort schuf, der durch seine Naturschönheiten das Entzücken der Gäste, die aus aller Welt hier zusammenkamen, erregte, geleistet wurde.

Paul Kupelwieser hatte sich relativ jung von seiner Tätigkeit als Direktor der Witkowitzer Eisenwerke zurückgezogen und beschlossen, für sich und seine Söhne einen Grundbesitz zu erwerben, der ihnen Gelegenheit geben sollte, eine entwicklungsfähige Gegend im Süden Österreichs zu kultivieren. Er verfiel dabei auf die völlig vernachlässigten und brach liegenden Brionischen Inseln und erwarb dieselben im August des Jahres 1893. Er wandte sich an das Forst-Departement der Statthalterei in Triest mit der Bitte, ihm einen tüchtigen Forstmann zu nennen, den er als Mitarbeiter für die große Aufgabe, den auf der Insel vorhandenen, bisher alle sieben Jahre gefällten Buschwald zu roden und mit Verständnis zu einem Wald heranzuziehen, anwerben könnte. Leider hatte mein Vater, gerade als Herr Kupelwieser sich nach Triest begab, wenige Monate zuvor seine Tätigkeit abgeschlossen und war nach Graz versetzt worden, sodass nicht er, der dem Unternehmen das größte Interesse entgegen gebracht hätte, ihn zu einem Gespräch empfing, sondern sein Nachfolger. Dieser zeigte sich unliebenswürdig und abweisend, und nur durch einen alten Kanzleidiener erhielt Herr Kupelwieser die Adresse eines Forstmannes, der für das Unternehmen geeignet schien. Tatsächlich wurde dieser Mann, Alois Zuffar, ein Kroat aus Istrien, durch viele Jahre hindurch, bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1907, Paul Kupelwiesers Mitarbeiter und Gutsdirektor. Als ich in Brioni sesshaft wurde, fand ich in ihm einen alten Bekannten aus meiner frühesten Kindheit wieder. Mein Vater hatte uns Kinder vielfach an seinen Inspektionsreisen in Inner-Istrien bei der Aufforstung des Karstes teilnehmen lassen, daher kannten wir auch seine Untergebenen. Alois Zuffar beaufsichtigte die jahrelangen, mühevollen Arbeiten der Rodung des Busches, der Anpflanzungen, der Entwicklung des Weinbaues und der Landwirtschaft. Dieses großzügige Unternehmen konnte aber nur Erfolg haben, wenn es auch gelang, die Insel von der Malaria zu befreien. Paul Kupelwieser selbst wurde bei seinem ersten Aufenthalt in Brioni von dieser tückischen Krankheit befallen, Alois Zuffar erkrankte ebenfalls im dritten Jahr seines Aufenthaltes, genauso wie viele der dort beschäftigten Arbeiter. Herr Kupelwieser wandte sich an Professor Robert Koch, von dem er wusste, dass er mit seinen Assistenten in der Toscana Studien über Malaria betrieb, um Rat. Der große Gelehrte ging sogleich auf seinen Vorschlag nach Brioni zu kommen ein, um an Ort und Stelle die Krankheit zu studieren und zu bekämpfen. Mehrere seiner Assistenten blieben lange Zeit auf der Insel und er selbst nahm auch einige Male kurzen Aufenthalt. Als mein Mann als Gast im Februar 1901 zum ersten Mal durch Vermittlung Prof. Obersteiners (des berühmten österreichischen Psychiaters und Neuropathologen) die Insel betrat, hatte er Gelegenheit, Prof. Koch persönlich kennen zu lernen, der ihm sogleich in einer Eprovette eine gefangene Anopheles-Mücke zeigte. Damals wusste er noch nicht, dass Brioni sein

Schicksal werden würde. Zwei Jahre später nahm er das Angebot an, vom Festland aus in Brioni die Malaria-Assanierung durchzuführen, nachdem er sich zuvor, auf Veranlassung Herrn Kupelwiesers hin, zwei Monate in Robert Kochs Berliner Institut für Infektionskrankheiten auf diese Aufgabe vorbereitet hatte. Nach jahrelangen Bemühungen gelang es tatsächlich, die Insel von der Krankheit zu befreien, doch hatte sich mein Mann dabei nicht mehr ausschließlich an Kochs Methode gehalten, die sich nur mit den erkrankten Personen befasste. Er folgte der Methode des römischen Professors Celli in der Bekämpfung der Anopheles. Dies geschah zuerst durch Trockenlegung und Aufschüttung der zahlreichen Wassertümpel, später durch Einsatz des kleinen Fisches *Gambusia*, welcher sich von den Mückenlarven nährt. Paul Kupelwieser hatte seinen ursprünglichen Plan, seine Ansiedlung nur als einen Familiensitz mit Weinbau und Landwirtschaft zu entwickeln, geändert, und so stand nach der Befreiung der Insel von der Malaria ihrem Ausbau zu einem Kurort nichts mehr im Wege.

Nun setzte er seine ganze Energie sowie alle verfügbaren Mittel ein, um in wenigen Jahren großzügig angelegte Hotels und Wirtschaftsgebäude erstehen zu lassen. Als ich im Jahre 1906 zum ersten Mal nach Brioni kam, gab es da bereits neben dem zuerst erbauten Wohnhaus, ein hübsches Hotel, ein zweites in Bau, ferner Stallungen und Wirtschaftsgebäude, sodass sich bei der Einfahrt in den Hafen der Anblick der kleinen Kolonie schon ganz stattlich ausnahm. Das etwas im Hintergrund gelegene schöne, mittelalterliche *Castell* mit seinem noch älteren Turm und einer hohen Zypresse zog die Blicke am meisten an. Die Bewaldung der Insel, die sich in späteren Jahren so prächtig entwickelte, erschien damals, von weitem betrachtet, noch ziemlich spärlich. Tatsächlich war ja erst durch das systematische Roden des *Bosco* (im Jahre 1895 begonnen und immer noch fortgesetzt), die Möglichkeit gegeben, das Dickicht in Wald zu verwandeln. Wenn der kleine Salondampfer, der die Gäste von Pola herüberbrachte, am Molo anlegte, bekam man sogleich einen ersten Eindruck von dem netten, gemütlichen Ambiente, das in diesem erst im Aufblühen begriffenen Kurort herrschte: Fröhliche Menschen in Ferienstimmung, die sich untereinander alle kannten. Leicht und hochsommerlich gekleidet, vielfach sogar direkt in Badeanzügen, kamen sie alle einfach von ihrem Badeplatz gelaufen, um das Ereignis des Tages, die Ankunft der neuen Gäste, nicht zu versäumen.

Die wenigen Tage, die ich damals auf Brioni verbrachte, waren für mich nicht nur reine Freude, sondern auch entscheidend für mein ganzes Leben. Schon am ersten Tage lernte ich meinen künftigen Mann, den dortigen Kurarzt Dr. Lenz, kennen und verließ nach drei Tagen die Insel bereits mit dem schon ziemlich sicheren Gefühl, dass ich von ihr und ihm nicht mehr

loskommen würde. Der Zauber, der diesem natürlichen, ungebundenen Lebensstil, inmitten einer landschaftlich einzigartigen Schönheit innewohnte, die Aufenthalte im schönen Bad *Saluga*, die Segelpartie bei starker Bora, die damit endete, dass eine mächtige, blitzblaue Welle über uns hinwegschwappte, was den gemeinsamen Moment der Lebensgefahr noch zusätzliche Romantik verlieh – all dies hatte dazu beigetragen, Entschlüsse so rasch reifen zu lassen, wie es an einem anderen Ort gar nicht möglich gewesen wäre! Als ich bei der Abfahrt auf das kleine Häuschen, das Bootshaus, in dessen erstem Stock sich die Wohnung des Kurarztes (direkt über dem Wasser) befand, zurückblickte, stellte ich mir jedoch nicht etwa vor, ich würde, falls ich wirklich da einziehen sollte, ein Leben führen, wie ich es eben kennen gelernt hatte. Ein sorgenloses Leben in Ferienstimmung wie die vielen fröhlichen Menschen, die hier in ständigem Wechsel ankamen und ihr Alltagsleben hinter sich zurückließen. Ich hatte mir erzählen lassen, wie Dr. Lenz vor 3 Jahren das Angebot Pionierarbeit auf Brioni zu leisten, angenommen hatte, in dem Bewusstsein, dass er in dieser schönen Natur zwar ein glücklicherer Mensch werden könnte, als er es in der Großstadt war, aber auch wissend, dass viel Geduld nötig sein würde Brioni so zu entwickeln, wie man es sich erhoffte. Wissend auch, dass es trotz aller Schönheit ein Opfer bedeuten würde, ständig auf einer Insel zu leben. Brioni begann damals bereits Bekanntheitsgrad als Kurort zu entwickeln und die Wiener Ärzte schickten schon Patienten und Rekonvaleszente zur Kur oder Erholung auf die Insel, sodass der Kurarzt, obwohl es noch wenige Fremdenzimmer gab, bald ziemlich beschäftigt war. Hinzu kam natürlich noch die steigende Zahl an Angestellten, sowohl der Hotels als auch der Landwirtschaft, die (in viel späteren Jahren) mit ihren großen Familien sogar einmal auf rund eintausend Personen anwuchs. Es schien mir auch als Frau des Inselarztes eine schöne Aufgabe zu sein, dieses jedenfalls nicht alltägliche Dasein mit ihm zu teilen, und das Opfer, die Stadtfreuden zu entbehren, musste mir die Tatsache erleichtern, wieder zu meiner alten Liebe, zur blauen Adria, zurückzukehren, nach der ich, in Triest geboren, immer noch Sehnsucht empfunden hatte! So kam es also, dass ich im Mai 1907 tatsächlich die »Frau Doktor« wurde. Es war ein poetischer Tag (so sagten jedenfalls unsere Hochzeitgäste), als wir in der kleinen alten Kapelle San Rocco getraut wurden. Der Hochzeitszug bewegte sich zu Fuß vom Hotel zur Kirche und zurück, vorbei am alten Castell mit seinen Glycinien und Kletterrosen, und unsere Frühstückstafel war dicht bestreut mit rubinroten Frühlingcyclamen.

In den folgenden Wochen und Monaten verging wohl kein Tag, wo ich nicht mit Entzücken einen neuen Weg, eine himmlische, versteckte Wiese, eine Klippenpartie entdeckte. Jedes Mal, wenn wir von einem Spaziergang heimkehrten, schien es mir, dass ich nun schon alle

Schönheiten der Insel gesehen hätte, aber immer und immer wieder fand ich Neues zu bewundern. Jede Jahreszeit brachte Überraschungen. Die lieblichen Frühlingsblumen (Veilchen, Krokus, Anemonen, Zistrosen, Asphodelus) werden abgelöst vom Besenginster, der oberhalb der Klippenpartien massenweise seine Millionen von grellgelben Flämmchen entzündet, sodass er dem Beschauer einen Anblick bietet, von dessen Schönheit er sich kaum wieder losreißen kann! Bald folgt die Myrtenblüte, die besonders bei der poetischen, frühchristlichen Basilika in Val Madonna, dem nach Süden gelegenen, wärmsten Teil der Insel, ihren süßlich herben Duft verbreitet. Im Herbst aber gibt es einen Zauber ganz besonderer Art, es ist der Erdbeerbaum (*Arbutus Unedo*), der gleichzeitig seine Blüten (den Maiglöckchen ähnlich) und seine roten Beeren trägt, sodass die Bäume in diesem Schmuck aussehen, als wären sie aus dem Märchenland! Niemals hört das Blühen gänzlich auf. In Val Maria, in den venezianischen Steinbrüchen, die ihre Vegetation vor der schlimmen Bora rundherum beschützen, gibt es auch im Winter Rosen. Dieser berüchtigte Nordwind wütet auf der Insel nicht ganz so arg wie in Triest, aber doch gibt es bitter kalte Tage. Ich muss gestehen, dass ich erst im Bootshaus, das ja der Bora völlig ausgesetzt ist, gelernt habe, was es heißt zu frieren! Dafür bot dieses liebe, originelle Haus im Sommer idealen Aufenthalt! Unser großer Balkon, direkt über dem Wasser, war nicht nur unser eigenes Entzücken, sondern gefiel auch allen, die dort im Laufe der Jahre an milden Abenden unsere Gäste waren. Oft geschah es, dass die verwöhntesten Herrschaften (und wir hatten diese in späteren Jahren aus aller Herren Ländern) uns versicherten, so eine hübsche Wohnung hätten sie noch nirgendwo gesehen! Länger als drei Jahrzehnte hat uns dieses Häuschen Heimat geboten und wir blicken auf ein abwechslungsreiches und vielfältiges Leben zurück. Und so will ich versuchen, in den folgenden Kapiteln zu schildern, was mir aus der Fülle meiner Erinnerungen erzählenswert erscheint.

II. Gäste aus dem lieben, alten Österreich

Bis zum Beginn des ersten Weltkrieges kamen unsere Gäste fast ausschließlich aus der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Besonders Wien lieferte Stammgäste ohne Zahl! Was für wunderbare Reisemöglichkeiten gab es damals! Man bestieg den Waggon in Wien um halb acht Uhr abends und kam nach zwölf Stunden Fahrt in Pola an. Die direkten Züge fuhren vor bis zum Molo *Elisabeth*, wo der Brioni-Dampfer die Gäste übernahm, sodass beispielsweise ein Patient, der in Wien am Abend aus dem Sanatorium in den Schlafwagen gebracht worden war, am nächsten Tag um halb neun Uhr Früh in seinem Bett in Brioni lag. Wenn man an solche Bequemlichkeiten zurückdenkt, muss man wohl konstatieren, dass

unsere Welt in den letzten vierzig Jahren keine »Fortschritte« gemacht hat! Die Osterzeit war die Hochsaison des Jahres und viele Stammgäste hatten ihre guten Zimmer von einem Jahr zum andern fix gebucht, denn ansonsten war es sehr schwer, ein solches zu bekommen. Der Andrang war enorm, unzählige wurden abgewiesen. Es verging kein Ostern, wo wir nicht irgend einen Kollegen bei uns aufnahmen, damit er nicht wieder abreisen musste. Was für eine Stimmung herrschte an so einem Ostersonntag! Auch der Himmel hatte immer ein Einsehen, ich erinnere mich kaum an ein durch schlechtes Wetter verdorbenes Osterfest. Meistens befand sich irgend jemand vom Österreichischen Hofe unter den Gästen, was besonders am Abend die festliche Stimmung erhöhte, da alles in großer Toilette erschien. Militärmusik von einem der in Pola stationierten Regimenter sorgte für Tafel- und Tanzmusik.

In den ersten Jahren spielte sich alles noch ziemlich einfach ab, man war noch nicht verwöhnt. Zum Beispiel machte sich Erzherzogin Maria Josefa (die Mutter des späteren Kaisers Karl), die damals regelmäßig ihre Zimmer im noch recht primitiven Hotel *Neptun I* bezog, gar nichts daraus, dass unmittelbar nebenan eine Steinquetsche für die im Bau befindlichen großen Hotels *Neptun II* und *III* arbeitete (sie wurden im Jahre 1912 eröffnet). Auch störte es sie nicht, dass unter ihren Zimmern an den Weinfässern geklopft wurde oder im Herbst ein intensiver Wein- und Traubengeruch zu ihr hinaufdrang. Auch Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger, begnügte sich samt seiner Familie mit einfacher Unterbringung im Hotel *Carmen*, wo er den ersten Stock bezogen hatte. Er war ein düsterer, ziemlich unnahbarer Mann, aber wenn man ihn mit seiner schönen Frau, der Herzogin von Hohenberg, und den drei reizenden Kindern sah, bekam man den Eindruck von vollendetem Familienglück. Auch ihm hatte es Brioni angetan und er wollte durchaus einen Teil der Insel käuflich erwerben. Die entsprechenden Verhandlungen zogen sich unendlich lange hin, denn er wollte Paul Kupelwiesers ablehnende Haltung nicht gelten lassen. Dieser aber, König in seinem kleinen Reich, hatte keine Lust dazu die Alleinherrschaft aufzugeben und blieb fest bei seiner Widerstand. Erzherzog Franz Ferdinand interessierte sich auch sehr für die antiken Ausgrabungen. Da Brioni dem alten Rom als Villen- und Bäderanlage gedient hatte, gab es davon einige. Es lohnte sich dort, wo noch einige Säulen »entschwund'ner Pracht« zu sehen waren, ausgedehnte Grabungen vorzunehmen. Der Aufgabe hatte sich der Archäologe Professor Anton Gnirs verschrieben, der schon in Pola vielfach dieser seiner Leidenschaft nachgegangen war. Tatsächlich wurde in Brioni im Laufe der Jahre vieles ausgegraben. Die dafür zur Verfügung stehenden Mittel waren anfangs sehr gering und Gnirs' Helfer waren die Sträflinge, die aus Capodistria für den Hotelbau gekommen waren, ihm jedoch in größerer

Anzahl nur sonntags zur Verfügung standen. Alle Gäste sahen bei diesen Arbeiten gerne zu und es machte Freude zu beobachten, wie kleine Gegenstände wie Tränenfläschchen, Lampen, Bronzestatuetten, Bruchstücke von Amphoren etc. geborgen wurden. Wer Glück hatte und mit dem Forscher bekannt war, zog erfreut mit einer römischen Münze davon. Durch das Interesse des Erzherzogs wurden die Arbeiten dann in beschleunigtem Tempo fortgesetzt und Prof. Gnirs wurde zum Landeskonservator von Istrien ernannt. Die gesamte Bucht von Val Catena entpuppte sich als antike Villenanlage, vermutlich ein Sommersitz der römischen Kaiserfamilie. Sie ist in römisch-hellenischem Stile erbaut und beherbergt Tempel, Hallen, Terrassenhäuser, Hafen- und Badeanlagen. In dem kleinen Buch (*Spaziergänge auf Brioni*; es ist mittlerweile vergriffen), das mein Mann im Jahre 1926 veröffentlichte und das viele Freunde fand, war all dies genauer beschrieben. Auch befanden sich im großen Speise- und Tanzsaal der Hotels einige nach den vorhandenen Fundamenten und Resten angefertigte Bilder sowie Rekonstruktionen des bekannten Wiener Künstlers Professor Hugo Charlemont, durch die man ermessen konnte, wie schön diese Bucht einmal ausgesehen haben musste. Überhaupt bot die Insel der feinen Kunst des Meister-Aquarellisten Charlemont die schönsten Motive. Als Brioni noch wenig bekannt war, war er durch seine Bilder, die in den Wiener Ausstellungen bewundert wurden, einer der besten Promotoren für die Insel. Neben ihm und seiner Tochter Lilly hatte Brioni auch noch viele weitere namhafte Künstler wie zum Beispiel Klimt, Casparides und Quincy Adams inspiriert. Überhaupt befanden sich unter dem – im besten Sinn des Wortes – erstklassigen Publikum, das in der glücklichen Vorkriegszeit in Brioni anzutreffen war, stets viele Künstler. Wir »Insulaner« waren immer bestrebt sie näher kennenzulernen und zu unserer großen Freude ergaben sich auch oft sehr freundschaftliche Begegnungen. Es gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, dass wir viele Bühnenkünstler, die wir in den Wiener Theatern bewundert hatten, in gemütlicher Atmosphäre auch als Privatmenschen erleben durften. Devrient, Tyroltdt, Römpler-Bleibtreu, Tressler, Hilde Wagener, Hansi Niese, wie viele ließen sich da noch aufzählen! Die zuletzt Genannte konnte, falls sie dazu aufgelegt war, sämtliche Anwesende mit ihrem köstlichen Wiener Humor in eine derartige Heiterkeit versetzen, dass Jubel und Gelächter ertönten, wo immer sie erschien! In allen Kreisen Wiens gleich beliebt, war sie auch ein besonderer Liebling der Erzherzogin Elisabeth Windischgrätz (Enkelin Kaiser Franz Josefs) und war oft ihr persönlicher Gast in der Villa *Punto Naso*, wo die Erzherzogin mit ihren Kindern Aufenthalt genommen hatte. Diese drei Urenkel des Kaisers boten einen allerliebsten Anblick. Drei weißblonde Buben in weißgoldenen Marineuniformen, schön nebeneinander aufgereiht, wie die Orgelpfeifen. Uniform wirkte generell sehr anziehend. Sämtliche junge Damen unter den Gästen kannten

kein größeres Vergnügen, als die Gesellschaft der fischen, österreichischen Marineoffiziere zu genießen, mit ihnen zu tanzen, zu flirten, sich auf die Kriegsschiffe einladen zu lassen, sich auch, wenn möglich, mit ihnen zu verloben! Sie gehörten zu den großen Attraktionen Brionis und es ging die Sage, dass so mancher Ehemann, der in Wien seinem Beruf nachging, während sich die Gattin in Brioni unterhielt, energisch gegen eine Wiederholung des Aufenthaltes protestiert hatte!

Die Insel bot so viele Möglichkeiten. Jeder konnte etwas finden, was ihm zusagte. Wer Unterhaltung suchte, hatte dazu Gelegenheit genug. Wer einsam genießen wollte, brauchte nur ein wenig in die Insel vorzudringen, um bald ein idyllisches Plätzchen zu finden, um mit sich und der wundervollen Natur eins sein zu können. Die Gesellschaft, die ihm dann, wenn er sich ruhig verhielt, zuteil wurde, dürfte ihn nicht gestört haben. Smaragdgrüne Eidechsen huschten lautlos um ihn herum, ein Rotkehlchen setzte sich wohl zutraulich ganz in seine Nähe. War es am Morgen, konnte er dem Vogelgesang lauschen, dann in der Mittagswärme dem einschläfernden Summen der großen, schwarzen Trauerhummeln, die die Blüten umflogen, und am Abend dem zarten, melancholischen Singen der Grillen. Ging er etwa hinab zu den Klippen und wählte einen Platz, wo weder der Anblick eines Hauses oder eines Dampfschiffes ihn daran gemahnte, in welchem Zeitalter er lebte, so konnte er versuchen, sich hunderte und auch tausende Jahre zurückzusetzen. Denn was er fühlte, alles, was seine Sinne ihm vermittelten, das Rauschen der Wellen, die Geräusche des Waldes und der Tiere, die herben Düfte der Salzpflanzen des Strandes – nichts war hier verloren gegangen – er konnte den zeitlosen Zauber genießen, wie ihn wohl einst der Vorfahre genossen hatte. Viele kamen in diesen ersten Jahren, bewusst oder unbewusst, so gerne nach Brioni, weil man an keinem anderen Ort so völlig losgelöst vom Alltag sein konnte. Und darum wurden auch Menschen, die als scheu oder unangenehm im Umgang galten, plötzlich wieder liebenswürdig und gesellig. Brioni konnte in jedem seine beste Seite zum Vorschein bringen.

III. Inselleben und Beruf

Es war natürlich ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Leben, das ein Gast, der glücklich war dem Stadt- und Berufsleben für eine Weile entronnen zu sein, um in köstlicher Abgeschlossenheit Erholung zu finden, auf der paradiesischen Insel führte, und dem »echten« Inselleben derjenigen, die sich dauernd auf Brioni aufhielten. Für mich war es anfangs nicht ganz leicht, mich diesem eigenartigen, eingegengten Dasein anzupassen. Die Insel selbst begeisterte mich wohl von Anfang an und ihre Schönheit bewirkte, dass ich mich bald heimisch fühlte. Auch die Stadt entbehrte ich nicht allzu sehr, außer der Tatsache, dass ich auf

das verzichten musste, was bis dahin mein Lebensinhalt gewesen war – die Musik! Dafür konnte ich aber am Berufsleben meines Mannes teilnehmen, wurde seine Assistentin, was mich sehr befriedigte. Schwieriger hingegen war es, sich der Mentalität der anderen Inselbewohner (wir nannten uns selbst die *Brionesen*) anzupassen. Vieles was ich sah und hörte überraschte mich, die Menschen erschienen mir ein wenig sonderbar. Alles schien von größter Wichtigkeit, jedes kleinste Ereignis wurde bis zum Überdruß breitgetreten. So spielte das Grüßen eine große Rolle. Wehe, wenn man einen Brionesen (selbst wenn man ihn bereits zum x-ten Male am selben Tag getroffen hatte) nicht liebenswürdig und oft genug grüßte, und wehe, wenn man nicht stehen blieb, falls der andere dazu geneigt schien. Im Handumdrehen hatte man beleidigt, selbst wusste man aber nicht, aus welchem Grund. Die Brionesen waren eben alle schrecklich empfindlich, mein eigener Mann nicht ausgenommen. Ferner herrschte eine ausgesprochene Hierarchie, die mir selbst ganz fremd war. So musste ich mich erst daran gewöhnen, dass ich »weniger« als *diese* und »mehr« als *jene* Gruppe darstellte. Man musste diese »Stufenleiter« gut studiert haben, um, ohne Anstoß zu erregen, mit allen gut auszukommen. Der Einfluss der Abgeschiedenheit der Insel auf die verschiedenen Charaktere wurde mir erst viel später klar. Das Zusammenleben auf engem Raum bewirkte, dass die Besonderheiten eines jeden nicht durch äußere Korrektur geschliffen wurden, sondern sich im Gegenteil übermäßig ausprägen und zum Vorschein treten konnten. Der Umgang mit Patienten und Gästen hingegen fiel mir von allen Anfang an ganz leicht. Bald war ich jedenfalls so beschäftigt, dass mir keine Zeit mehr blieb, darüber nachzudenken, welchen Einfluss das Inselleben auf mich haben könnte, denn nach Jahresfrist wurde es im Bootshaus durch die Geburt unseres Sohnes sehr lebhaft. Der Beruf, das Kind, der Haushalt – es war fast mehr, als ich leisten konnte, besonders da es sehr schwierig war, eine gute Hilfskraft zu finden. Erst als wir einige Jahre später unsere Mahlzeiten im Hotel einnehmen konnten, wurde das Leben wieder leichter.

Als originell, so wie alles in Brioni, konnte man auch unseren beruflichen Alltag bezeichnen. Kaum ein anderer Arzt dürfte derart verschiedene Patienten in seiner Sprechstunde empfangen haben wie der Kurarzt von Brioni. Oft geschah es, dass im Wartezimmer die verwöhntesten Gäste saßen oder mein Mann etwa gerade mit einem ganz hohen Herrn zurückkehrte, der sofort vorgenommen werden musste, während unten in der Kammer, bewacht von ihrem Aufseher, eine Schar von Sträflingen wartete. So viel Mühe man sich auch gab alles gut einzuteilen und auseinanderzuhalten, so konnte man doch oft Zusammenstöße und kleinen Reibereien auf so engem Raum, auf dem sich auch unser Privatleben abspielte, nicht verhindern. Ich erinnere mich gut daran, oft Blut geschwitzt zu haben, wenn mein Mann

mich zur Assistenz brauchte und gleichzeitig mein kleiner Sohn zu schreien begann, was wiederum nicht erlaubt war, wenn sich Patienten in der Wohnung befanden. Und wenn man privaten Besuch bekam und gleichzeitig wartende Patienten ungeduldig wurden, dann wusste man tatsächlich nicht mehr ein noch aus. Zum Glück aber siegte in einer solchen Situation meist der gute österreichische Humor, und alles löste sich in fröhlichem Gelächter auf! Für meinen Mann, der als einziger Arzt die Insel nur sehr selten verlassen konnte, war es äußerst erfreulich und anregend, dass viele Kollegen ihre Erholung in Brioni suchten; an unserem Tisch im Speisesaal waren manchmal ein Dutzend Professoren und Ärzte aller Fakultäten versammelt. Da wurde viel gefachsimpelt, und mancher der Herren hielt meinem Mann auch auf Spaziergängen (wir boten uns oft als *Cicerone* an) ein förmliches Privatissimum. Dass er ohne der Möglichkeit öfters Fortbildungskurse besuchen zu können auf medizinischem Gebiet hinsichtlich Neuheiten und Fortschritten immer auf dem Laufenden geblieben war, das verdankte er dieser Tatsache. Ein Faktum, das seine Herren Kollegen mir gegenüber oft mit Verwunderung konstatierten. Hierzu kam wohl auch, dass ihm in den ruhigen Wintermonaten reichlich Zeit zur Lektüre und dem Studium von Büchern und Fachzeitschriften blieb. Professor Heinrich Obersteiner, der Gehirnanatom und Leiter der berühmten Döblinger Heilanstalt, in der Lenau und auch der große ungarische Staatsmann Andrassy verstorben waren, spielte im Leben meines Mannes eine große Rolle. Er war schon um die Jahrhundertwende, als dies nur einigen Auserwählten vergönnt war, Gast auf Brioni gewesen und er war es auch, der veranlasst hatte, dass meinem Mann (er hatte drei Jahre als Assistenzarzt in seiner Klinik gewirkt) die Stelle in Brioni angeboten wurde. Auch Regierungsrat Dr. Svetlin, ebenfalls Besitzer einer Wiener Privatheilanstalt für Geisteskranke, war einer der ersten Auserwählten, die auf der Insel weilten. So wurde ein Aussichtsturm nach Obersteiner benannt und eine Klippenpartie hieß *Cap Svetlin*, weil sie der Lieblingsplatz ihres Namensgebers war. Der Physiologe Prof. Sigmund Exner sowie sein langjähriger Assistent Prof. Kreidl gehörte ebenfalls zu dieser Gelehrtengruppe der ersten Brioni-Freunde. Auch aus dem schönen Rovigno, wo sich die biologische Station des Berliner Aquariums befand, reisten viele Koryphäen an. Diese Station besaß Boote mit Schleppnetzen, mit denen die Herren in der oberen Adria kreuzten und Meerestiere einfingen, die dann in künstlichem Meerwasser konserviert und in die verschiedenen österreichischen und deutschen Forschungsinstitute geliefert wurden. In Rovigno arbeiteten damals Professor Schaudinn, der Entdecker des Syphilis-Erregers, und sein Assistent, Prof. Prowazek, der später den Erreger des Flecktyphus entdeckte und im Weltkrieg selbst an dieser Krankheit starb. Schaudinn forschte über Malaria, wobei er wichtige Entdeckungen machte, und kam dadurch mit

meinem Mann in Berührung, der an diesen Fragen natürlich interessiert war und für den das gemeinsame Studium die größte Anregung bedeutete. Auch weitere Wiener Kapazitäten wie der Internist Hofrat Ortner und der Gynäkologe Hofrat Schauta hatten Brioni beehrt. Schauta, dieser sonst so ernste Mann wurde durch den schon erwähnten Einfluss der Insel direkt vergnügt; wenn sein Tagesprogramm abgewickelt war, kam er gern zu uns herauf und bediente für unseren Buben einen kleinen Kinematographen, wobei sich der Kinooperator nicht weniger unterhielt als der Zuschauer! Wiederholt beherbergte die Insel auch Hofrat Prof. Eiselsberg. Es erübrigt sich, an dieser Stelle etwas über ihn als Chirurgen anzumerken, sein Ruf ist noch unvergessen; wohl aber will ich sagen, dass ich in meinem Leben keinen Menschen kennengelernt habe, der ihm an gewinnendem Wesen gleichkam! Die österreichische biologische Station in Triest wurde von Prof. Cori geleitet. Auch er kam gerne – zuerst mit seinem Forschungsboot *Argo*, später mit dem größeren Dampfer *Adria* – nach Brioni. Dieser Gruppe schloss sich auch Prof. Behring, der Entdecker des Diphtherie-Heilserums, an. Prof. Kückental, der Zoologe aus Jena, absolvierte oft von meinem Mann begleitet, seine Dredge-Fahrten zu Forschungszwecken auf einfachen Fischerbooten. In der Bootsküche konservierte er die Seetiere für seine zoologische Sammlung.

Das Forschungsschiff *Adria*, das uns teils in so erfreulicher Erinnerung geblieben ist (die Dredge-Fahrten waren uns stets eine hochwillkommene Abwechslung gewesen), war aber auch mit einem tragischen Ereignis verknüpft. Ein angehender deutscher Forscher, Baron Diergardt, ein Hüne von Gestalt, hatte sich bei einer solchen Ausfahrt, bei stürmischem Wetter, eine Lungenentzündung zugezogen und wurde in schwerkrankem Zustand nach Brioni gebracht. Das Krankheitsbild war von Anfang an ein so bösartiges gewesen, dass mein Mann sogleich die Familie des Patienten in Deutschland von der bestehenden Lebensgefahr verständigte. Diergardts Mutter war Hofdame bei der deutschen Kaiserin, welche sofort einen Spezialisten von Triest nach Brioni sandte, um die Behandlung zu unterstützen. Auch andere Ärzte wurden noch hinzugezogen, alles nur Erdenkliche wurde unternommen, um ihn zu retten – jedoch vergebens. Der blühende 25jährige Mann war dem Tode geweiht. An seinem Sterbelager wurde nicht nur um sein Leben gerungen, sondern auch um seine Seele. Seine Mutter, eine strenge Protestantin, ersparte es dem Kranken – der von meinem Mann beeinflusst, noch voll Hoffnung war – nicht, ihm schonungslos klarzumachen, dass er nun bald seinem verstorbenen Vater folgen werde und sich durch Gebete auf seinen Tod vorzubereiten hätte. Doch auch ein anderer war noch nach Brioni gekommen, um seinen Freund noch einmal zu sehen: Ein älterer Vertrauter, der Afrikaforscher Prof. Schillings (Autor des viel gelesenen Buches *Mit Blitzlicht und Büchse durch Afrika*), der den jungen

Mann offenbar in anderem Sinne beeinflusst hatte. Denn als das Ende nahte, gebot der Sterbende man möge Injektionen und die Zufuhr von Sauerstoff beenden, hielt seine Mutter an das Beten zu lassen, und legte selbst ein monistisches Glaubensbekenntnis ab, indem er sagte: »*Ich glaube an den Gott, an den Goethe glaubt, nennt ihn Schönheit, Natur, oder wie ihr wollt; ich werde immer in und um euch sein!*« Zur selben Zeit befand sich auch ein Dermatologe von Weltruf, Prof. Unna aus Hamburg, in Begleitung seiner Schwester, der Malerin Frau de Boor, auf Brioni. Sie wurde dann gebeten, ein Bild des Verstorbenen am Totenbette für die Familie auszuführen.

IV. Besuch Kaiser Wilhelms / Carl Hagenbeck und der Zoologische Garten

Die Glanzzeit Brionis begann mit der Eröffnung der neuen Hotels im Frühjahr 1912. Wenn auch das Inselleben in späteren Nachkriegsjahren durch den Zuzug des internationalen Publikums bedeutend großartiger wurde, der Luxus zunahm, der Hafen sich mit Privatjachten füllte – so war der Kurort doch niemals mehr das, was er in den Jahren 1912 - 1914 bedeutete: Erholungsort und Treffpunkt der besten Kreise Österreich-Ungarns. Menschen, die die einzigartige Schönheit dieses Platzes zu schätzen wussten, die dort nicht Sensationen, Barbetrieb, Sport etc. suchten, sondern die kamen, um die Natur um ihrer selbst willen zu genießen – nebstbei freilich auch, um angenehme Tage in fröhlicher Gesellschaft zu verbringen. Wäre im Jahre 1914 das Unglück nicht über die Welt hereingebrochen, so hätte Brioni in einer Reihe von glücklichen Jahren für alles, was der großzügige Besitzer gesät hatte, die Früchte geerntet. Dann hätte auch die Familie Kupelwieser dieses von ihrem Oberhaupt geschaffene Familienjuwel weiter bewahren können, ohne mit so furchtbaren Schwierigkeiten kämpfen zu müssen, wie sie später der Fall waren.

Das Jahr 1912 brachte ein großes Ereignis – den Besuch Kaiser Wilhelms, der der Aufforderung Erzherzog Franz Ferdinands nachgekommen war, sich mit ihm auf der Insel zu treffen. Es war ein strahlender Tag, eine leichte Bora blies und ließ das Meer so blitzblau erscheinen, wie eben nur das Blau der Adria sein kann! Unvergesslich der Anblick, als die schneeweiße *Hohenzollern* mit dem kaiserlichen Gast an Bord in Sicht kam, erwartet von den Schlachtschiffen der österreichischen Marine, welche im Kanal von Fažana Aufstellung genommen hatten und eines nach dem andern ihre Salutschüsse abgaben. Von dem mit Teppichen belegten Molo Brionis, auf dem Erzherzog Franz Ferdinand mit seinem Gefolge stand, löste sich die Admirals-Barkasse und begab sich längsseits. Nach der offiziellen Begrüßung genossen die längs der Riva Spalier stehenden Hotelgäste das Vergnügen, die hohen Herren aus nächster Nähe an sich vorbeigehen zu sehen. Dreimal machten die

Herrschaften halt: Zuerst trat der alte Herr Kupelwieser aus der Reihe hervor, um als Hausherr dem illustren Gast seine Aufwartung zu machen. Dann entdeckte Kaiser Wilhelm die imposante Erscheinung Carl Hagenbecks und ging mit freudigem Ausruf auf ihn zu. Auf Hagenbeck, den Begründer des berühmten, in Stellingen bei Hamburg gelegenen Tierparks, der als Freund Paul Kupelwiesers nach Brioni gekommen war und auch hier einen kleinen zoologischen Garten eingerichtet hatte, will ich später noch zurückkommen. Der Dritte, der von Seiner Majestät bemerkt wurde, war ein dicker, sächsischer Graf, dem Kaiser Wilhelm fröhlich auf den Bauch klopfte. Dann sprang plötzlich noch ein bieder aussehender Berliner aus den Reihen und schrie: »*Morjen, Majestät!*« Hinter dem Kaiser und dem Thronfolger kamen die Tochter des Kaisers, Prinzessin Louise, sein Sohn August Wilhelm, in Deutschland meistens *Auwie* genannt, der dann im zweiten Weltkrieg fiel, und die Herzogin von Hohenberg. Die Herrschaften bestiegen die bereitstehenden Wägen, besichtigten die Insel und stiegen danach im Tiergarten ab, wo sich Hagenbeck abermals dem Kaiser anschloss, um ihm die Anlage persönlich zu zeigen.

Bei dieser Gelegenheit will ich etwas zurückschweifen. Wie schon erwähnt, hatte Brioni einen zoologischen Garten bekommen, für sämtliche ansässigen und herangereisten Kinder eine Quelle der Freude! Der alte Herr Hagenbeck hatte den Wunsch, einige der Tiere, die er nach Stellingen bringen ließ, vorher eine Zeit lang in Brioni unterzubringen, damit sie den Klimawechsel leichter ertragen konnten. Der alte Herr Kupelwieser hingegen, suchte seinerseits ein neues Betätigungsfeld für seinen Unternehmungsgeist und eine neue Attraktion für Brioni. Beide Herren erreichten, was sie sich gewünscht hatten, doch Hagenbeck machte das bessere Geschäft. Denn für Brioni bedeutete der Betrieb der Anlage fortwährend hohe Kosten, doch zu den erträumten Einnahmen ist es nie gekommen. Zwei in finanzieller Hinsicht große Optimisten hatten sich gefunden: Ich selbst war anwesend, als eines Abends errechnet wurde, wie viel im Laufe von einigen Jahren die soeben eingerichtete Straußenzucht eintragen würde. Straußenfedern waren damals en vogue und die schönen Frauen (es gab deren immer viele in Brioni) erschienen abends mit enorm großen, mit Pleureusen geschmückten und farblich auf ihre Abendtoilette abgestimmten Hüten auf der Hotelterrasse. Ein wahrhaft prächtiger Anblick! Aber keiner der beiden Herren zog die Kurzlebigkeit von Mode in Betracht, und wir anderen hüteten uns natürlich, dieses fröhliche Kalkulieren durch eine Bemerkung zu stören. So waren drei Straußenhäuser mit dem dazugehörigen Auslauf errichtet worden. Jedes beherbergte ein Männchen und zwei Weibchen (das Diminutiv passt eigentlich nicht für diese Riesenvögel). Die Eier wurden in einer Brutanstalt ausgebrütet; es war sehr hübsch zu sehen, wie die kleinen Strauße heranwuchsen. Manchmal wurde ein Ei, es

entspricht 22 Hühnereiern, für eine Rieseneierspeise geopfert. Darüber hinaus befanden sich im Tierpark noch malaiische Bären, Waschbären, Goldhasen, Antilopen, Axishirsche, Steinböcke, Stachelschweine und – Affen. Selbstverständlich waren diese die Hauptattraktion für Jung und Alt! Die meisten waren, nach dem Muster von Stellingen, in der Schlucht eines alten Steinbruchs untergebracht. Auf einer Seite befand sich eine Terrasse, von der aus das Publikum in die Schlucht sehen und alles beobachten konnte: das Familienleben, das Heranwachsen der Kleinen, die Freund- und Feindschaften, die Eifersuchtsszenen – an allem konnte man teilhaben. Selbst wenn ich nicht zu denjenigen gehörte (und die gab es auch), die ganz empört erklärten, dass das Affentreiben ein Skandal wäre, und man seine Kinder, insbesondere junge Mädchen, nicht dorthin führen könne – so hatte auch für mich die Menschenähnlichkeit dieser Tiere immer etwas Abstoßendes! Unter den zu akklimatisierenden Tieren befand sich auch ein schrecklicher Mandrill (einem Ausspruch Hagenbecks zu Folge ist es gefährlicher, einem solchen im Urwald zu begegnen als einem Löwen); das farbenprächtige Gesäß des Unholdes wurde »Sonnenuntergang in Val Madonna« getauft. Die Hauptattraktion aber war unbedingt die Schimpansin *Missie*, die in einem gläsernen Hause wohnte, wo sie unter Leitung ihres Wärters Vorstellungen gab. Diese bereiteten wirklich allen Gäste ein großes Vergnügen. Sie fuhr (natürlich in Begleitung des Wärters) auch auf einem kleinen Fahrrad auf der Insel herum und war gutmütig und freundlich. Ob man wollte oder nicht reichte sie einem ihre schauerliche schwarze Hand und leistete sich als einzige Ungezogenheit, die Kinder gerne in die Waden zu zwicken.

V. Der asthmatische Wasserdampfer

Zwei Jahre währte Brionis Hochblüte. Auch der Himmel zeigte sich in diesen Jahren gnädig und sorgte für ausgiebigen Regen. Die herrliche, subtropische Flora Brionis hält wohl große Trockenheit aus (normalerweise regnet es fünf Monate fast gar nicht), aber natürlich entwickelt sich bei reichlichem Niederschlag alles viel üppiger. Ich erinnere mich an ein Jahr, in dem das Gras nicht weniger als fünf Mal gemäht wurde; dies war aber eine seltene Ausnahme, und für gewöhnlich brachte der schöne fette Boden, die *terra rossa*, nur sehr spärlichen Ertrag. Die Wasserfrage war überhaupt ein dauernder Alpdruck, ja, ich möchte sagen, dass der Wassermangel auf der Insel daran Schuld getragen hat, dass Brioni niemals großen Gewinn abwerfen konnte. Als ich auf die Insel kam, gab es nur Zisternen; aber schon damals war der Inselherr bestrebt, diesem Mangel abzuhelfen. Da es ausgeschlossen ist, im rissigen, durchlässigen Kalkgestein Wasser zu finden, hatte er in seiner unerschöpflichen Tatkraft, die vor nichts zurückscheute, beschlossen, eine submarine Wasserleitung anzulegen,

die vom Festland herübergeführt werden sollte. Tatsächlich wurde dieses kühne Unterfangen sogleich in Angriff genommen; ein eigens dafür konstruiertes Schiff ließ die Rohre auf den Meeresgrund sinken, nachdem immer eines an das folgende mit soliden Verschraubungen angefügt worden war. Die Idee war genial und die Ausführung großzügig. Aber es war auch eine absolute Notwendigkeit, für Wasser zu sorgen, wenn Brioni eine Zukunft haben sollte. Es war ein Ereignis ersten Ranges, als das Wasser zum ersten Mal aus den Leitungen sprudelte. Denn erst dies ermöglichte es, an den Bau der großen Hotels zu schreiten und sie mit fließendem Wasser zu versehen, um den Ansprüchen eines größeren Fremdenzuzuges einigermaßen Genüge tragen zu können. Aber wie viele unzählige Male versagte die Leitung! Entweder hatte ein Schiff durch seinen Anker ein Rohr verletzt, oder aber das Meerwasser ließ die Rohre an vielen Stellen immer wieder durchrosten, und zu den enormen Auslagen der ganzen Anlage kamen die laufenden Reparaturkosten hinzu. Brioni hatte hierfür eine Tauchstation und unser Wasserleitungsmonteur war gleichzeitig Taucher und hatte kein leichtes Leben! Für Zeiten der Not gab es ein Zisternenschiff, den braven, seetüchtigen Dampfer *Brioni II*, der in seinem Inneren eine große Menge Wasser aufnehmen und es von Pola herüber bringen konnte. Wenn er dann am Molo stand und das Wasser in unsere Reservoirs pumpte, so gab das ein gleichmäßiges, ächzendes Geräusch, das wir Brionesen nur allzu gut kannten. Nicht so die Fremden, und dabei fällt mir eine heitere Episode ein, die mit der Anwesenheit der jüngsten Tochter Kaiser Franz Josefs zusammenhängt. Erzherzogin Marie Valerie nahm für einen Sommer in Brioni ihren Aufenthalt, begleitet von ihrem Gemahl, Erzherzog Franz Salvator, und ihren neun Kindern. Die erzherzogliche Familie wünschte immer allein zu baden, darum wurde an einem geeigneten verborgenen Ort der Landzunge Saluga eine kleine Badeanstalt für sie errichtet. Allerdings hätten sie es im allgemeinen Bad viel schöner gehabt, denn Brioni besaß ein besonders prächtiges Schwimmbad: In einer sandigen Bucht angelegt, bogenförmig, mit übereinander liegenden Terrassen, mit Aussichtstürmen zu beiden Seiten befand sich das schöne Bad *Saluga*, das durch all die Jahre hindurch der Schauplatz des fröhlichsten BADELEBENS war. Wie waren die schneeweißen Terrassen dichtbevölkert mit glücklichen Menschen, die sich dem Genuss des Sonnenbadens hingaben, um, sobald es ihnen zu heiß geworden wurde, immer wieder eiligst in die köstliche, blaue Flut zu tauchen. In der keuschen Vorkriegszeit waren die Geschlechter getrennt, und nur in der Mittelzone, wo Erfrischungen angeboten wurden, trafen sich Männlein und Weiblein, um zu flirten. Später fielen diese Schranken natürlich, und nur ein einziger Platz, das sogenannte *Soltanto* (*soltanto per signore* – nur für Damen), blieb für die Herren tabu. Die hohe Familie aber badete, wie gesagt allein, und da Erzherzog Hubert, einer

der Söhne, Patient meines Mannes war, musste dieser seinen ersten Bädern beiwohnen, um sein Herz vor und nach dem Bade zu untersuchen. Eines Nachts ergab es sich, dass unser Wasserdampfer wieder einmal sein schmerzliches Ächzen ertönen ließ. Dieses Geräusch ließ die Erzherzogin, eine überaus besorgte Mutter, ängstlich aufhorchen, denn sie glaubte nichts anderes, als dass eines ihrer Kinder von einem Asthmaanfall befallen sei und peinvoll nach dem Atem ringe. Sie erhob sich und ging von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett, ein mühevolleres Tun bei neun Sprösslingen; sie konnte die Ursache dieses Geräusches nicht ergründen. Erst mein Mann konnte sie am nächsten Morgen durch die Aufklärung des Falles beruhigen.

Erzherzog Franz Salvator selbst war in seinem Wesen ein echter, lustiger Wiener und gesellte sich gerne einer Gruppe von Gästen zu. Auch an unserem Tisch erschien er manchmal zu vorgerückter Stunde, um den Abend in der kühlen Luft zu verplaudern. Kam etwa auch unsere liebe Hansi Niese hinzu, dann wurde es richtig fidel, denn die Niese konnte es sich leisten auch in Gegenwart eines Erzherzogs genauso urwüchsig und ungeniert zu sein, wie es ihr gerade einfiel. War sie gut aufgelegt, kam man aus dem Lachen gar nicht mehr heraus! Einmal hatten wir für den folgenden Tag einen Ausflug geplant: Mondscheinpartie auf eine der kleinen Inseln, kaltes Souper, Weine, Champagner – solche Unternehmungen waren sehr beliebt. Hansi Niese forderte den Erzherzog auf, doch auch mitzuhalten. Da antwortete er: *»Aber liebe Frau Niese, das darf ich ja nicht in meiner Stellung.«* – *»Was?«* rief die Niese aus, *»Dös derfen 'S nicht, kaiserliche Hoheit? Wenn i dös net derfert, schmeißert i den ganzen Krempel hin!«*

VI. Bekannte Namen

Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Heinrich Mann und Jakob Wassermann zählten ebenfalls zu den Brioni-Gästen der Vorkriegszeit. Nur mit dem Erstgenannten sind wir in persönliche Beziehung getreten, und mein Mann hatte die Freude, sich mit dieser feinen, melancholischen Persönlichkeit des Öfteren zu unterhalten. Schnitzler schien sich darüber zu freuen, dass ihm mein Mann mit noch frischer Begeisterung schilderte, welchen tiefen Eindruck ihm knapp zuvor eine Aufführung seines Dramas *Der junge Medardus* im Burgtheater in Wien gemacht hatte, und auch darüber, dass er die meisten seiner Bücher kannte und besondere Vorliebe für diejenigen zeigte, in denen der Dichter mit solcher Meisterschaft Wien charakterisiert. Ich hingegen traf mit Familie Schnitzler im Bad zusammen, und täglich wurde ich von ihnen darum beneidet, dass mein noch sehr kleiner Bub so gern ins Wasser ging, während ihre kleine Tochter jedes Mal jämmerlich schrie. Diese Tochter, die Schnitzler leidenschaftlich

liebte, nahm dann ein so tragisches Ende (sie nahm sich selbst das Leben), dass darüber der Vater ein vor der Zeit gealterter, gebrochener Mann wurde. Thomas Mann kam in dem Jahre, als in Venedig einige Fälle von Cholera auftraten. Er begab sich nach ganz kurzem Aufenthalt bei uns dorthin und schrieb, von den Ereignissen dazu angeregt, das Buch *Der Tod in Venedig*. In diesem Jahr hatte auch Brioni, obwohl sich kein Fall auf der Insel ereignete, eine sehr schlechte Sommersaison. Viele Gäste hatten abgesagt und die Anwesenden mieden misstrauisch diejenigen, die über Venedig gekommen waren. Mein Mann hatte wegen einer sehr lächerlichen Verordnung von Seiten der Sanitätsbehörde die Verpflichtung, bei Ankunft von Ausflugsschiffen sämtliche Passagiere zu untersuchen; bei einigen hundert Leuten ein schier unmögliches Unterfangen! Natürlich machten sie sich darüber lustig und streckten ihm alle die Zunge heraus. Nicht selten sahen einige von ihnen, infolge der eben überstandenen Seekrankheit, grün und gelb aus, aber trotzdem erklärte sie mein Mann nicht zu Cholerafällen!

Der Vollständigkeit halber will ich hier noch einige Stammgäste erwähnen, deren Namen seinerzeit in Österreich große Bedeutung hatten. Da war vor allem der persönliche Freundeskreis Paul Kupelwiesers, nämlich die Granden der Kohle- und Eisenindustrie (er selbst war aus Wittkowitz nach Brioni gekommen). Der behäbige, gemütliche Herr Wolfrum, die Herren Wittgenstein, Peček, Blažek, Oberbaurat Günther – um nur einige zu nennen. Aus Böhmen kam auch Graf Waldstein, der letzte Nachkomme der Wallensteiner, er kam als Schwerkranker und starb auf der Insel. Denke ich an die zahlreichen tschechischen Gäste, die aus dem Böhmerland kamen, so sehe ich sogleich einen Mann vor mir, den man als den Inbegriff der tschechischen Mentalität und Musikalität bezeichnen kann: Oskar Nedbal. Schon als Violaspieler im berühmten böhmischen Streichquartett hatte er sich alle Herzen erobert, um sich später als Komponist noch mehr auszuzeichnen. Er kam wiederholt mit seiner Gattin Manja, beide groß und vierschrötig, lustige, heftige, übertemperamentvolle Menschen. Einmal, bei ihrer Ankunft, fragte mich Manja, als wir sie auf ihr Zimmer begleiteten, wer denn nebenan wohne. »Denn«, so sagte sie, »bei uns, ob Liebe oder Hass – Lärm ist immer!« Ein Klavier war stets bereit gestellt und oft, wenn man vorbeikam, ertönte dazu rauher Gesang – Nedbal komponierte! An den Abenden aber wollte er sich unterhalten. Ein grandioses römisches Fest – höchst künstlerisch natürlich – wurde in den Ruinen von Val Catena veranstaltet. Am Arrangement waren die Charlemonts und noch andere Maler beteiligt, ein Klavier musste hinausgeschafft werden, und Nedbal, nur mit einer Toga bekleidet, gab einen wunderbaren, Klavier spielenden Römer ab. Oder ein anderes Mal zogen wir aus, um auf den Klippen von Rancon nächtlich auf einem aus Steinen erbauten Ofen

Sardellen in Öl zu braten. Die schönen, großen Steinplatten eignen sich wunderbar, um dort zu lagern, zu tafeln und auch zu tanzen. Die Nedbals aßen Sardellen im Ausmaß einer Wochenration! Tags darauf erschienen sie schlecht gelaunt, und Manja erklärte: *»Schön war's gestern, aber – zu viel Öl!«*

Die Tanzwut war damals noch nicht so ausgeprägt, wie dies später in der Nachkriegszeit der Fall war. Getanzt wurde nur einmal in der Woche, samstags war »Ball« im oberen Speisesaal und auf der Terrasse. War Erzherzogin Maria Josefa mit ihren Söhnen Karl Franz Josef und Max anwesend, so zitterten die jungen Damen in der Hoffnung, mit dem zukünftigen Kaiser zu tanzen. Dabei machte es nichts aus, wenn der noch kaum erwachsene Jüngling ihnen bei diesen ersten Tanzversuchen die Schleppe abtrat. Auch der regierende Fürst eines kleinen Staates zählte damals zu den Gästen, nämlich Fürst Franz Liechtenstein. Überlebensgroß, mit langem grauem Bart, war er eine imposante Erscheinung. Wir nannten ihn »das wandelnde Monument«! Heute regiert in Liechtenstein Fürst Franz Josef; dieser war als fünfjähriges Kind mit seiner Mutter, Erzherzogin Elisabeth, und seiner Schwester Maria Theresia in Brioni. Mein Mann war behandelnder Arzt der Kinder, und eines Tages wurde er zu ungewohnter Stunde gerufen. Er fand die Erzherzogin ganz aufgeregt, weil Franz Josef so schlimm war, dass sie sich nicht zu helfen wusste. *»Herr Doktor«, sagte sie, »ich habe Sie rufen lassen, um Sie zu bitten, dass Sie mir helfen, den Franz Josef durchzuhauen!«* Auch Österreichs polnischer Adel, aus dessen Reihen damals viele Diplomaten und Minister hervorgingen, war stets in Brioni vertreten. Man sah Fürst Sapieha, die Grafen Lanzkoronski, Potozki, Cartoriski, Scepticki, Bilinski u. a.

VII. Besuch der englischen Mittelmeerflotte

So kam das Frühjahr des verhängnisvollen Jahres 1914 heran, auf das man mit Recht die höchsten Erwartungen gesetzt hatte, da man aufgrund großer bevorstehender Ereignisse zurecht hoffte, dass sich die hohen Besucherzahlen der Osterzeit unvermindert bis in den Mai und Juni fortsetzen würden. Im Juni nämlich wurde der Besuch der englischen Mittelmeerflotte in Pola erwartet. Selbstredend spielte Brioni hierbei eine große Rolle, denn die meisten der zu Ehren der Gäste veranstalteten Feste und Diners fanden in den schönen Räumen der Hotels statt. Alles begann in vorher noch nie dagewesenem Glanz zu erstrahlen, da zu diesem Anlass natürlich auch ein Teil des Hofes und des österreichischen Adels auf der Insel eingetroffen war. Es war, als wollte es das Schicksal, dass – knapp bevor das Verhängnis über Österreich und die ganze Welt hereinbrach – die Pracht zum Abschied noch ein letztes Mal ihren Höhepunkt entfalten sollte. Niemand ahnte, dass diese festliche

Begebenheit später denjenigen, die daran teilgenommen hatten, in ihrer Erinnerung wie ein historischer Schlusspunkt erscheinen musste! Das Abschieds-Diner versammelte in Brionis Festsaal das Offizierschor der k. u. k. Kriegsmarine und dessen Gäste, die englischen Marineoffiziere in ihren superben, scharlachroten Uniformröcken, sowie die übrigen Geladenen und später zum Tanz auch alle übrigen Hotelgäste. Unbeschreiblich der Schmuck, den man an diesem denkwürdigen Abend bewundern konnte, den die in großer Toilette erschienenen Damen des Hofes und der Aristokratie trugen. In Erinnerung geblieben ist mir vor allem das Brillantdiadem der Prinzessin Zita von Bourbon-Parma (das Brautgeschenk Kaiser Franz Josefs anlässlich ihrer Verlobung mit Erzherzog Karl), ferner die Perlenschnüre, die Erzherzogin Elisabeth Windischgrätz trug, die nur durch die Größe der Perlen des Colliers der Gräfin Wimpffen übertroffen wurden. Erwähnen will ich an dieser Stelle auch, dass der englische Admiral Milne – als so kurze Zeit darauf der Krieg zwischen Österreich und England ausgebrochen war – noch einen Brief an eine der Damen Kupelwieser gesandt hatte, in welchem er sein Bedauern darüber, wie es gekommen war, ausdrückte und betonte, dass beim Flottenbesuch noch durchaus keine politischen Spannungen zwischen den Ländern bestanden hätten.

Bald nach dem englischen Besuch liefen im Hafen von Pola die deutschen Kriegsschiffe *Breslau* und *Göben* ein, und wir wohnten auf der letzteren, die später im Krieg ein so abenteuerliches Schicksal ereilen sollte, einem Empfang bei. Man ließ sich so ungemein gerne auf Kriegsschiffe einladen; es hatte stets einen ganz besonderen Reiz. Die Anfahrt mit der Barcasse, der Aufstieg an Bord, die Disziplin der Matrosen mit ihren präzisen Bewegungen, das Blitzen der auf Hochglanz geputzten Metallteile, die Bewirtung und dann eventuell Tanz unter dräuenden Kanonenrohren – man unterlag einem ganz eigenen Zauber! Zurückdenkend muss ich beschämt gestehen, dass ich dabei kaum daran dachte, für welch schrecklichen Zweck so ein gepanzertes Ungeheuer eigentlich bestimmt war, und ich glaube, anderen jungen Leuten ging es ebenso. Nur allzu bald sollten wir aus dieser, durch langen Frieden entstandenen Unbeschwertheit erwachen!

VIII. Glückes Ende

Es kam der Tag, an dem der österreichische Dreadnought (Kreuzer) *Viribus Unitis* majestätisch, von Triest kommend, im Kanal von Fažana in Sicht kam. Man sah die Admiral-Standarte flattern, und man wusste, dass sich der oberste Flottenchef, Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Gemahlin auf der Fahrt nach Sarajevo an Bord befand. Das Schiff verlangsamte die Fahrt, eine Barcasse löste sich von Bord; sie fuhr herüber nach Brioni, um

die beiden Prinzen von Württemberg abzuholen, die zur Kur in Brioni weilten. Als Neffen Franz Ferdinands waren sie von ihm zu einer kurzen Begrüßung an Bord geladen worden. Die beiden Jünglinge kamen von diesem Besuch ganz begeistert zurück und erzählten meinem Mann, in dessen Behandlung sie standen, ihr Onkel hätte ihnen versprochen, sie auf seiner Rückreise an Bord zu behalten und nach Triest mitzunehmen. Wie sah diese Rückreise wenige Tage später aus! Die Katastrophe in Sarajevo hatte sich ereignet, der *Viribus Unitis* erschien abermals – in langsamer Fahrt, Flagge auf Halbmast. Zwei Särge führte er an Bord, und am Molo von Brioni standen die beiden jungen Prinzen und weinten. Die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgerpaares hatte in allen Gemütern ein lähmendes Entsetzen ausgelöst, sowohl wegen der Erschütterung über die Tat an und für sich, als auch weil viele bereits ahnten, dass dieses Ereignis unabsehbare, furchtbare Folgen nach sich ziehen würde. Ja, ein in Brioni stationierter Artillerieoffizier rief bei Eintreffen der Schreckensbotschaft aus: »Das bedeutet Krieg!« Kaum fünf Wochen später brach er aus. In Brioni entstand Panik und Verwirrung, die Gäste ergriffen die Flucht, Gerüchte tauchten auf, dass in wenigen Tagen keine Zivilpersonen mehr mit der Bahn fahren dürften.

Auch mich ergriff, meines Kindes wegen, die Angst. Ich wollte es nicht der für die Festung Pola zu erwartenden Belagerung und Hungersnot aussetzen. Überdies wurde bekannt gemacht, dass das ganze Gebiet von Frauen und Kindern evakuiert werden sollte. So zog auch ich es vor rasch abzureisen, ehe die Verkehrsmittel zu sehr überfüllt sein würden. Mein Mann hatte sich einige Jahre zuvor, anlässlich der Balkankriege, ahnungsvoll, seine Widmungskarte auf die Festung Brioni ausstellen lassen; so war er der erste Zivilist, der sich im Fort *Peneda* zum Dienst meldete. Alles spielte sich in rasender Schnelligkeit ab, wir kamen kaum dazu, die Schwere des Augenblickes zu erfassen. Um vier Uhr morgens nahm ein Offizier mich und meinen Buben in einem Militärmotorboot mit und brachte zum Bahnhof von Pola. Ich war losgerissen von Mann und Heim, nicht wissend, ob und wann ich beides wiedersehen würde!

IX. Krieg (1914 - 1918)

Es kam für Pola anders, als man es vorausgesehen hatte. Jeder wusste, dass die Festung Pola durch den natürlichen, tief einschneidenden Hafen wunderbar geschützt und mit den modernsten Mitteln zur Verteidigung ausgestattet war, sodass die Stadt von der Seeseite aus als fast uneinnehmbar gelten konnte. Die Landfront hingegen war nur schwach verteidigt, und wenn von dieser Seite ein rascher Angriff erfolgt wäre, hätte sich Pola in einer kritischen Lage befunden – der Krieg war zu abrupt ausgebrochen, als man die Vorräte für eine lange Belagerung rechtzeitig aufstocken hätte können. Jedoch, alles blieb ruhig. Wenn auch im

späteren Verlauf des Krieges sich einige Angriffe zur See und in der Luft ereigneten, so kann man doch sagen, dass der ganze Festungsbezirk Pola, zu dem auch Brioni gehörte, den Krieg sehr wenig zu spüren bekam.

Mein Mann genoss den seltenen Vorzug, an der äußersten Front in seinem eigenen Bett zu schlafen, und er bekam die ganzen Jahre hindurch keinen direkt vom Feinde Verwundeten zu Gesicht. Das kleine Bezirkskrankenhaus war zwar immer voll, denn die Insel hatte mit ihren vielen Forts und Batterien eine starke Besatzung (Festungs-Artillerie, Marine-Infanterie und Landsturm). Die Offiziersmesse befand sich in einem kleinen Speisesaal der Hotels und es fehlte den Herren an nichts. Ja, es herrschte sogar eine derartige Üppigkeit (man hatte doch die ganzen für die Sommersaison vorbereiteten Lebensmittel zur Verfügung), dass mein Mann, der am Stabstisch mit lauter älteren Herren aß, die nur einen schwachen Appetit entwickelten, als erste Folge des Krieges fürchterlich dick wurde! Die Feldpost funktionierte gut und tröstete uns einigermaßen über die Trennung hinweg. Ich suchte bald um die Erlaubnis an wieder zurückkehren zu dürfen, aber das wurde strikt abgelehnt. Man versprach nur, dass die Frauen der im Bezirk Pola stationierten Offiziere, ihre Männer zu einem späteren Zeitpunkt vielleicht zeitweise besuchen dürften. Dies war dann tatsächlich der Fall und ich fuhr in den vier Kriegsjahren so oft wie nur irgend möglich hinab. War mir Brioni immer als Paradies erschienen, so wurde es in dieser harten Zeit für mich eine Art *verlorenes Paradies*, zu dem es mich ständig hinzog. Dort war mein Mann, mein Heim, dort gab es Schönheit, Sonne, Meer, dort herrschte eine ganz andere Stimmung als in dem trostlosen Hinterland, wo man nur gedrückte, traurige Menschen traf und von Toten und Verwundeten hörte. Die jungen Offiziere in Brioni hingegen waren immer guter Laune. Und noch etwas nicht zu Unterschätzendes befand sich dort, nämlich reichlich zu essen! Und so konnte ich mich selbst zu wiederholten Malen für einige Wochen hindurch seelisch und körperlich stärken. Die ausgesprochen heitere Stimmung, die während des Krieges über der Insel lag, wurde allerdings nicht selten durch die Verluste aus den Reihen der U-Boot-Offiziere und Marineflieger gedämpft. Besonders das Schicksal der letzteren, der vielen jungen Leute, die sich mit solcher Begeisterung diesem neuen Kriegsmittel anvertrauten (damals kamen nur solche zur Luftwaffe, die sich freiwillig gemeldet hatten), war tragisch zu nennen. Sie verloren ihre Leben zumeist nicht durch den Feind, sondern bei den Übungsflügen, denn die Fliegerei befand sich noch in den Kinderschuhen, und besonders beim Testen neuer Modelle gab es zahlreiche Opfer. Die Fliegerschule in Pola verlor auf diese Weise nicht weniger als 60 Prozent ihrer Piloten. Dies ist das einzige traurige Kapitel in meinem »Kriegsbericht«, der –

da man Brioni als ausgesprochene Kriegsidylle bezeichnen konnte – im übrigen heiter, ausfallen wird.

Um von Pola herüberzufahren, musste unser Dampfer, der Minenfelder wegen, einen großen Bogen beschreiben. Daher war es bei schwerer See oft kein Leichtes, in dem unstabilen Fahrzeug den geschützten Hafen von Pola an der einzigen Ausfahrtstelle gegen das offene Meer hin zu verlassen, um, gegen schwere See ankämpfend, bis *Peneda*, der Südspitze der Insel, vorzudringen, um von dort aus die Einfahrt bewerkstelligen zu können. Auf den Felsen der vorspringenden Klippen befanden sich die sogenannten »Peilungen«, die es den Schiffen ermöglichten, den Minenfeldern ausweichend, die Einfahrt zu finden. Die Inseln Brioni *Grande* und Brioni *Minore*, die mit dem Festlande den Kanal von Fažana bilden, waren von ihrem Nordwest- und Südwestende mit dem Festland durch Kettennetze verbunden, sodass der Kanal völlig abgesperrt war. Nur bei Tage blieben einige Tore offen, durch die kleine Fahrzeuge schlüpfen konnten. Der Wachdienst war aufgrund der Tatsache, dass oft Monate vergingen, ohne dass man vom Feinde etwas zu sehen bekam, besonders schwer. Schärfste Bereitschaft musste ja trotzdem zu jeder Zeit aufrecht erhalten bleiben.

Gleich bei meinem ersten Besuch ereignete sich eine aufregende Nacht. Großalarm um Mitternacht! Man vermutet Unterseeboote vor der Westküste der Insel, es wurden Lichter am Wasserspiegel beobachtet. Um keine Zeit zu verlieren leitete der Kommandant des Fort *Tegetthoff* die Aktion in Unterhosen! Auch das Bezirkskrankenhaus war alarmiert, mein Mann begab sich, den vorschriftsmäßigen »Überschwung« gegürtet, gefolgt von seiner Sanitätsmannschaft, nach Val Madonna, wo die Landsturmkompanie aufmarschiert war und Salven auf die verdächtigen Lichter abgab. Das Meer ist jedoch an dieser Stelle kaum mehr als fünf Meter tief, während ein Unterseeboot mindestens 10 Meter Tiefe braucht, um sich der Küste nähern zu können; und als sich die aufgeregten Gemüter etwas abgekühlt hatten, realisierten sie alsbald, dass es sich nur um leuchtende Seetiere, Quallen und dergleichen, gehandelt hatte!

Wir anwesenden Frauen (es waren meist einige zu Besuch da) hatten ein lustiges Leben, denn ganz im Gegensatz zum Hinterland, wo Frauen so entsetzlich in der Mehrzahl waren, herrschte hier größter Damenmangel. Infolgedessen waren wir von den meisten der anwesenden Offiziere als willkommene Abwechslung sehr gerne gesehen und wurden in jeder Hinsicht verwöhnt. Der eine oder andere war uns weniger gewogen und empfand es als falsch, dass solche Besuche im Kriegsgebiet zugelassen wurden, wo doch die Situation sich von einem Moment zum anderen gründlich ändern konnte. So begrüßte mich ein aktiver Major zum Beispiel jedes Mal mit den Worten: »*Gnädigste haben einen schlechten Zeitpunkt*

erwählt, ich habe Nachricht – ganz reservat, dass die feindliche Flotte sich schon ganz nahe Richtung Pola bewegt.« Solche Prophezeiungen konnten meine Seligkeit, wenigstens für eine Weile wieder in meinem Heim auf der geliebten Insel zu sein, nicht beeinträchtigen, und sie hatten sich auch niemals bewahrheitet. Meine Besuche fielen meist in die Sommermonate, und wenn ich ankam, wurde ich sogleich zu abendlichen Festen auf die verschiedenen Forts und Batterien eingeladen. So ganz einfach war die Sache jedoch nicht, da es eigentlich verboten war, dass eine Frau die Befestigungen betrat. Besonders das Fort *Tegetthoff*, das mit seinen Luftabwehrkanonen als höchster Punkt der Insel für den Beobachtungsdienst die größte Verantwortung trug, war uns verschlossen. Mich aber reizte gerade die Aussicht auf ein luftiges Abendessen auf dem Hochwall dieser Festung, und außerdem hatte man mir versprochen, dass ich den Vollmond mit dem 40fachen Zeiss Teleskop zu sehen bekommen sollte. Der Mond wurde immer grösser, und ich wusste nicht, ob der gestrenge Herr Kommandant ein Auge zudrücken würde. Da traf ich ihn eines Morgens, und er sagte so ganz beiläufig: *»Heute Abend gehe ich früh schlafen und sehe gar nichts!«* So hatte ich also programmgemäß meinen Mond und das Abendessen in lustiger Gesellschaft, sowie den ganzen Zauber der mondbeschiedenen Insel, deren Anblick man von keinem anderen Punkt so vollständig genießen kann. Damals liebten wir den Mond noch, es hatten noch keine Luftangriffe begonnen. In den letzten Kriegsjahren kam es anders, denn da brachten die Mondnächte jedes Mal feindlichen Besuch. An der Südspitze der Insel, die den Namen *Peneda* führt, befand sich die größte der Festungen, bestückt mit 30-cm Kanonen und 28-cm Mörsern. Die Offiziere bewohnten auf einer schmalen, von Klippen umgebenen Landzunge kleine ebenerdige Häuser – ebenfalls ein schöner Ort für sommerlich nächtliche Begegnungen. Auch die »Penedenser« ehrten mich mit einer feierlichen Einladung, die mir eine besonders heitere Erinnerung bescherte. Der Kommandant, ein Reserveoffizier aus Prag, war ein großer Spaßvogel, sodass dort von vornherein lustige Stimmung garantiert war. Seine jüngsten Offiziere hatten von ihm passende Spitznamen erhalten. Einen stellte er mir vor, den nannte er »Stieglitz«, weil er, anstatt wie die anderen in Feldgrau zu erscheinen, meist einen Waffenrock mit nicht dazu passender Hose trug. Einen anderen nannte er den »Rohrkrepierer«, weil dieser nämlich zu früh aus der Reihe avanciert war. Dieser »Stieglitz« und »Rohrkrepierer« hatten also das Arrangement des Abends über, das aus einem Diner an einer langen Tafel im Freien, mit nachfolgendem Tanz zu Grammophon bestand. Man setzte sich erwartungsvoll zu Tisch, und alsbald erschienen die Ordonnanzen mit den Schüsseln; der erste trug einen Hummer von phänomenaler Größe, der zweite den französischen Salat. Als sie sich dem Tische näherten, kam dem ersten eines der vielen Hühner, die da herumliefen,

zwischen die Füße und – schon lag er auf dem Boden, mit ihm leider auch der Hummer. Das Schlimmste aber war, dass sich im selben Moment auch schon sämtliche Hühner auf diesen unverhofften Fraß stürzten, sodass davon einfach gar nichts mehr zu retten war! Wir mussten uns eben mit dem Salat begnügen, was aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, die Heiterkeit mehr steigerte, als beeinträchtigte. Nachher beim Tanz hatte ich als einzige Dame für 30 Herren Ausdauer zu beweisen!

Brioni war die U-Boot Station der österreichischen Marine. Die Boote, es waren noch ziemlich kleine Typen, die nicht gerade in Aktion waren, lagen am Wellenbrecher verankert. Die deutsche U-Boot Station befand sich in Pola, die deutschen Boote machten ihre Übungsfahrten aber ebenfalls im Kanal von Fažana, und eines lag meistens bei der Einfahrt des Brioni Hafens vor Anker. Man lernte daher auch deutsche U-Bootler kennen. Beispielsweise besuchte uns mit ihnen einmal der vielgenannte Kommandant des U-34, Arnaud della Perrier; er hatte seinen Film mitgebracht: *500,000 Tonnen Schiffsraum versenkt*. Und da es im Hotel ein Kino gab (in dem an drei Abenden der Woche uralte Filme liefen, die die jungen Marineure durch witzige Bemerkungen würzten), bekamen wir ihn zu sehen. Mit Grauen sahen wir, wie unglaublich schnell so ein armes, torpediertes Schiff sich wie ein verwundetes Tier aufbäumt und dann stehend, mit den Heck voran in die Tiefe schießt.

Tag und Nacht hörte man auch das Surren der Flugzeugmotoren. Beobachtungsfieger waren immer am Himmel, fast jeden Tag gab es kleine Luftkämpfe. Oder aber ein Brausen von vielen Motoren verriet uns, dass eine größere Aktivität im Gange war. Die jungen Flieger waren unglaublich abgehärtet. Wie oft war es vorgekommen, dass mittags, wenn alle in der *Saluga* badeten und ihre kleinen Hydroplane quasi wie Hunde auf ihre Herrn warteten, feindliche Flieger erschienen. In ihren Schwimmhosen, so, wie sie waren, stiegen sie auf und wir konnten wiederholt Luftkämpfen zusehen, die meistens damit endeten, dass ein Flugzeug brennend abstürzte – man selbst wusste nicht, ob Freund oder Feind. Das Ausprobieren von neuen Flugmodellen forderte, wie schon erwähnt, viele Opfer; eines dieser Unglücke ereignete sich in unmittelbarer Nähe Brionis, gegenüber am Festland, an der Küste bei Fažana. Eine neue Type Hydroplan hatte ihren ersten Flug, geführt von einem schon erprobten Kampfflieger, der das italienische lenkbare Luftschiff »Città di Ferrara« zum Absturz gebracht hatte, unternommen. Jedenfalls muss dieses neue Modell schlecht konstruiert gewesen sein, denn, kaum in Pola abgeflogen, stürzte es schon wenige Minuten später über Fažana zu Boden. Mein Mann war als erster Arzt zur Stelle, doch zu helfen gab es nichts mehr. Auch mehrere Flieger aus Brioni waren zur Unglücksstelle gekommen und boten meinem Mann an, ihn zurückzufliegen; der bezwang das Grauen des Augenblicks und machte

so seinen ersten Flug. Man saß in diesen kleinen Hydroplanen vollständig frei, ungeschützt vom Luftzug, und er meinte, dass sein Haupteindruck die Schwierigkeit Atem zu schöpfen gewesen sei.

Die Familie Kupelwieser konnte auch während des Krieges in Brioni bleiben, man hatte sie, als Besitzer der Insel, von der Evakuierung ausgenommen. Paul Kupelwiesers Gattin starb im ersten Kriegsjahr; der alte Herr Kupelwieser ließ für sie und sich selbst ein Mausoleum auf der Insel errichten. Jedoch sein Wunsch, seine letzte Ruhe neben seiner Frau zu finden, wurde nicht erfüllt, denn krankheitshalber nach Wien gefahren, blieb er dort über die Kriegszeit hinweg und starb daselbst im Jahre 1919. Ein Teil der Familie lebte im Kastell. Es war ein »Dreimäderlhaus«: Zwei der Töchter waren noch klein und auch die älteste noch ein halbes, jedoch sehr liebliches Kind. Die jungen Flieger umrundeten den Kastellturm wie die Raben den Kiefhäuser, und vom Turmfenster wurde ihnen zugewinkt. In Fliegerkreisen gab es einen netten Scherz, über eine Familie, in der beide Söhne Flieger waren. Der Vater, ein Marineoffizier fand, dass der Kriegsdienst in Brioni ihm genügend Zeit lassen würde, ebenfalls das Fliegen zu erlernen. Und so hieß es *»Was ist der Unterschied zwischen Schwalben und der Familie H.? Bei den ersteren können die Alten zuerst fliegen, und dann lernen es die Jungen. Bei der Familie H. ist es umgekehrt!«* Aber die Unternehmungslust des Vaters fand ein böses Ende; er stürzte ab und brach sich ein Bein!

Die oft monatelangen, stillen Zeiten wurden aber doch ab und zu von Kriegseignissen unterbrochen. Da ist vor allem der Abschuss des lenkbaren Luftschiffes *Città di Jesi* zu erwähnen, das eines Nachts wie eine silberne Zigarre zwischen den Sternen dahinzog, von den Scheinwerfern verfolgt und grell beleuchtet; der Abschuss war von Brioni aus nicht zu sehen. Das französische Unterseeboot *Curie* machte einen Angriff auf den Hafen von Pola, es verfring sich aber in den Schutznetzen und ließ die Notsignalboje aufsteigen. Dies wurde lange Zeit leider nicht bemerkt: Das U-Boot wurde weiterhin heftig beschossen, sodass es schwer beschädigt wurde und ein Teil der Mannschaft ums Leben kam. Trotzdem wurde es wieder in Stand gesetzt und der österreichischen Marine einverleibt, was eine Million Kronen kostete. Im Jahre 1917, nach der Schlacht bei Caporetto, kam Kaiser Karl mit seinem Gefolge auf die Insel. Mein Mann hatte Gelegenheit, mit dem kaiserlichen Leibarzt, Hofrat Eisenmenger, zu sprechen und mit Prinz Felix von Parma (jetzt Gemahl der Großherzogin von Luxembourg), der schon zu einem früheren Datum längere Zeit zur Erholung in Brioni gewesen war. Er trug den ihm soeben für die Errettung Kaiser Karls aus den Fluten des Isonzo verliehenen Stefansorden. Mein Mann fragte die Herren, ob jetzt nach dem Siege von Caporetto günstigere Aussichten für die Mittelmächte beständen. Prinz Felix, wohlunterrichtet durch

seinen Bruder Sixtus, schüttelte den Kopf und sagte: »*Gar keine Spur, die Franzosen geben nicht nach!*« Kaiser Karl selbst sah nicht gut aus; müden Ganges, nach vorne gebeugt, schritt er, begleitet von Karl Kupelwieser (der die Nachfolge seines Vaters auf der Insel angetreten hatte), der Capelle St. Germano zu, sein Gefolge, wenig diszipliniert, hinter ihm.

Im letzten Kriegsjahr wurde eine neue Art der Bekämpfung von Unterseebooten eingesetzt, die sogenannte U-Boot Suchflottille. Zu diesem Zweck dienten kleinere Küstendampfer, hauptsächlich die Dampfer der »Istria«-Linie, die den Küstenverkehr Pola-Triest in Friedenszeiten besorgten. Diese Dampfer wurden mit besonderen Horchapparaten ausgestattet, die es ermöglichen sollten genau festzustellen, wann der Dampfer sich über dem feindlichen U-Boot befand. Sodann wurden die an Bord mitgeführten Bomben geworfen. Sehr oft kam eines dieser Schiffe von einer Aktion siegesfroh mit dem Bericht nachhause, dass nach dem Bombenabwurf Ölflecke auf dem Wasser zu sehen gewesen wären, also sicherlich ein U-Boot vernichtet worden sei. Bei solchen Gelegenheiten gab es Feiern und es floss Champagner. Nicht wenige aber beurteilten diese Siege der U-Boot Suchflottille skeptisch und mit Kopfschütteln!

Im Frühjahr des Jahres 1918 gelang es mir endlich, die Erlaubnis zu erhalten, mit meinem Buben nach Brioni zurückzukehren. Wie viele vergebliche Versuche hatte ich schon gemacht, bis endlich eine Verordnung erschien, die mir den Anlass gab, den armen Herrn im betreffenden Amt, der mich schon sehr gut kannte, abermals zu bestürmen. Er empfing mich vorwurfsvoll: »*Sie wissen doch, dass ich Ihnen nicht helfen kann!*« rief er gleich bei meinem Eintritt. Aber diesmal war ich meiner Sache sicher und sagte: »*Ich verlange zurückkehren zu dürfen, da ich zu der Landbevölkerung Fažanas gehöre, die für ihre Erntearbeiten nachhause berufen wurde.*« Er schaute mich an, griff wortlos zum Formular, füllte es aus und überreichte es mir mit der Bemerkung: »*Schlau sind Sie, das muss man Ihnen lassen!*«

Unsere Rückkehr im April 1918 bedeutete den Beginn einer über alle Maßen glücklichen Zeit für unseren Jungen. Da waren rund herum lauter Herren, die, jahrelang von ihren Familien getrennt, ein Vergnügen darin fanden, sich des Zehnjährigen anzunehmen. Wir hingegen sahen wenig von ihm; entweder war er auf den Forts eingeladen oder bei den Batterien. Gingen wir zufällig beim Spaziergang vorüber, sahen wir unsern Filius auf einem Kanonenrohr reiten oder auch eifrig mit den Soldaten daran herumputzen. Zu essen bekam er soviel er wollte, ganz anders als er es im Hinterland gewohnt gewesen war. Das Schönste aber waren für ihn die Einladungen auf die Insel Brioni *Minore*, respektive auf den kleinen Kreuzer *Leopard*, der dort schon so lange verankert lag, dass von ihm gesagt wurde, er sei schon fest angewachsen! Um von Brioni *Grande* auf *Minore* zu kommen, musste unser

Kleiner zeitig in der Frühe zum Kanal *Stretto* marschieren, der die beiden Inseln einander nahe bringt und dort rufen: »*Boot ahoi!*«, woraufhin ein Boot sich auf den Weg machte ihn abzuholen. Der Kommandant des »Leopard«, selbst Vater von zwei Buben, ließ ihm regelmäßig Unterricht im Eselreiten geben, und danach gab es an Bord natürlich erst recht unzählige Dinge zu sehen und zu tun, die wenigstens für einen kleinen Erdenbürger den Krieg zum Fest gestalteten. Am Abend erschien dann, im Hafen von Brioni eine Dampf-Barcasse mit einer kleinen, von Stolz geblähten Figur am Steuerrad!

In diesem letzten Kriegssommer waren unsere Nächte meist ungestört; bei Tage sah man nur einzelne feindliche Flieger, einer, regelmäßig um die Mittagszeit erscheinend, wurde der »Mehlspeis-Flieger« genannt, da er pünktlich eintraf, wenn uns in der Offiziersmesse das Dessert serviert wurde. Die Nächte aber, besonders die mondhellen, wurden sehr unruhig. Heute erscheint einem das, was damals ein Bombenangriff war, allerdings recht harmlos. Angenehm war es dennoch nicht, wenn die Sirene ertönte. Natürlich durfte man kein Licht anzünden und wir waren daran gewöhnt uns im Finstern zurecht zu finden. Alles musste genau an seinem Platz liegen, die Kleider griffbereit sein. Als wir unseren Jungen vorbereiteten, dass er bei Alarm sofort aufzustehen hätte, fragte er nur, ob er sich da auch waschen müsste; als dies verneint wurde, war er sehr befriedigt. Unzählige Male liefen wir nachts hinüber in das große Hotel, das, weil fünfstöckig, als eine Art Bombenschutz gegolten hat (Keller gibt es in Brioni nicht). Dort im Korridor versammelten sich alle, was den Vorteil hatte, dass die Stunden rascher vergingen. In den Ruhepausen ging man ins Freie und studierte den Sternenhimmel, der ja in Brioni in den fast tropisch zu nennenden Sommernächten so wundervoll klar ist. Der Kommandant der Festungs-Artillerie aber befahl von seinem Bett aus die militärischen Operationen telefonisch!

In den Juni 1918 fiel die Schlacht von Piave, mit ihrem für Österreich unglücklichen Ausgang, welcher damals schon das Schicksal des österreichischen Heeres besiegelte, da daraufhin jede weitere Offensive ausgeschlossen war. Kurz darauf, ein weiterer Schlag – der Untergang des Kreuzers *St. Istvan!* Dieser war ausgefahren, um einen letzten Versuch zu unternehmen, die großen deutschen U-Boote, welche innerhalb der Sperrnetze der unteren Adria zwischen Taranto und Valona gefangen lagen, zu befreien. Mit dem Verlust des *St. Istvan* war auch die österreichische Flotte lahmgelegt, sie hat danach den Hafen von Pola nicht mehr verlassen. Wir waren gerade auf dem Fort Tegetthoff, als die Schreckensbotschaft der Versenkung eintraf und konnten konstatieren, dass die Niedergeschlagenheit und Demoralisierung schon so weit vorgeschritten war, dass die Nachricht keinen besonderen Eindruck mehr machte. Ungefähr zur selben Zeit wäre auch im Kanal von Fažana beinahe

eine Katastrophe eingetreten; das Schulschiff *Mars*, das vor Fažana vor Anker lag, war eines Nachts auf mysteriöse Weise torpediert worden. Man fand den Torpedo am nächsten Morgen, er war glücklicherweise nicht explodiert. Diesem Versager verdanken wir vielleicht unser Leben, denn neben dem *Mars* lag die *Delta*, gefüllt mit Munition, und wenn sie durch einen Treffer auf den *Mars* mit in die Luft geflogen wäre, so hätte das die Zerstörung der ganzen Umgebung bedeutet! In der Nachkriegszeit sollten wir dann persönlich eine seltsame Aufklärung dieses Ereignisses bekommen!

Die Besatzungstruppen und die Matrosen waren schon nicht mehr ausreichend gepflegt gewesen. Ich erinnere mich daran, dass mein Mann einmal von unserem Verpflegungsoffizier aufgefordert wurde, sein Gutachten über die noch vorhandenen Vorräte abzugeben. Wir begaben uns in das Winterschwimmbad, das als Magazin diente (als noch keine Not herrschte, war das Bassin stets mit Kartoffeln gefüllt gewesen). Dort gab es nur noch Mengen des ziemlich undefinierbaren Trockengemüses, das unter der Mannschaft den Namen »Karl Truppenkraut« führte (angelehnt an Karl Truppenkreuz) und als Nahrung fast wertlos war. Ferner standen da Fässer mit Sauerkraut. Der Verpflegungsoffizier, unser guter Freund, im Privatleben ein glänzender Musiker aus Wien, kam seinem prosaischen Amt gewissenhaft nach, befand sich aber schon in großen Schwierigkeiten. Er hieß meinen Mann das Kraut kosten. Dieser tat es, verzog das Gesicht und sagte: »*Du, das ist aber nicht gut!*« Daraufhin der andere trocken: »*Ich habe Dich nicht gefragt, ob es gut ist, ich habe gefragt, ob es genießbar ist!*« Es kam der Tag, an dem es in Pola einen Aufstand unter den Matrosen gab, wir hörten bis zur Insel herüber den Ruf: »*Kruha, kruha!*« (das kroatische Wort für Brot). In den letzten Tagen des Oktober hörte man, dass die Ungarn von der Regierung Karolyi von der Front abberufen worden waren, und wenige Tage darauf erfolgte der Waffenstillstand. Nun kam es in Pola und Brioni, im Gegensatz zu den relativ ruhig verlaufenen Kriegsjahren, zu einer Reihe von aufregenden sich überstürzenden Ereignissen. Kaiser Karl hatte die k. u. k. Kriegsflotte den Kroaten übergeben, daher wurde der Kreuzer *Viribus Unitis* in *Jugoslavija* umbenannt und bekam als Kommandanten einen österreichischen Schiffskapitän kroatischer Nationalität. Im ganzen Festungsbezirk Pola wurden Soldatenräte eingesetzt, die Offiziere abgesetzt und Unteroffiziere übernahmen das Kommando. Auf den Forts von Brioni waren viele tschechische Offiziere, welche nun die tschechische Flagge hissten. Während all dieser Unruhen ereignete sich noch ein verspäteter Kriegsakt, der den Verlust des umgetauften *Dreadnoughts* (Kreuzers) zur Folge hatte. Zwei Italiener, ein Arzt und ein Ingenieur, hatten außerhalb des Hafens von Pola tagelang auf der Lauer gelegen, um einen günstigen Moment für einen Angriff auf den im Hafen verankerten Kreuzer abzuwarten. Als ihnen dies endlich

gelingen war (sie bedienten sich eines Apparates, der sie und einen Torpedo über die Schutznetze hinwegleiten ließ, sodass sie ihn an der Schiffswand befestigen konnten), war der Waffenstillstand schon geschlossen worden, was sie jedoch nicht wussten. Sie tauchten auf und stiegen an Bord, um die Warnung zu geben, dass das Schiff in einer Viertelstunde sinken würde. Man kann wohl annehmen, dass die Aufklärung der Situation sie wie ein Keulenschlag getroffen hat. Es war nicht mehr möglich, die ganze Mannschaft zu retten, hundert Männer gingen zu Grunde, und der jugoslawische Kommandant verließ sein sinkendes Schiff nicht, sondern erlitt heldenhaft den freiwilligen Tod.

Auch in Brioni bekamen wir einen jugoslawischen Kommandanten, einen Ingenieur der österreichischen Marine. Es vergingen etwa acht Tage, als es plötzlich hieß, dass Kriegsschiffe, von Triest kommend, in Sicht wären. Alles lief auf den Wellenbrecher, um Ausschau zu halten. Die Spannung war groß, da niemand mit Bestimmtheit wusste, welcher Nationalität diese einlaufenden Einheiten angehören würden. Die meisten nahmen an, dass eine internationale Flotte Pola in Besitz nehmen werde. Es kamen jedoch nur italienische Schiffe, wodurch der eben geschaffene Status quo abermals verändert war. Es war wahrhaftig alles so verwirrend, dass man das Gefühl hatte, von einem nicht enden wollenden Wirbelsturm erfasst worden zu sein.

Nun begann also die italienische Besetzung. Mein Mann, der natürlich schon längst wieder Zivil trug, wurde von dem italienischen Arzt, der zur Übernahme des Krankenhauses angekommen war, gefragt, wann er abzureisen gedenke, worauf er zur Antwort gab, er werde überhaupt nicht abreisen, denn er sei hier auf der Insel zuhause. Viel Aufregung folgte. Jeder Tag brachte neue Verordnungen, darunter vor allem eine, die alle Gemüter aufs Schwerste beunruhigte, nämlich, dass alle nicht in Pola gemeldeten Personen die Insel zu verlassen hätten. Nun war zufällig fast niemand dort gemeldet, nicht einmal die Familie Kupelwieser. In Österreich wechselte man die sogenannte Zuständigkeit kaum jemals mit dem Aufenthaltsort – auch wir waren nach Wien zuständig geblieben. Dies klärte sich jedoch alsbald wieder auf, es war ein Missverständnis gewesen. Für lange Zeit aber blieb man stark überwacht; zum Beispiel durften wir nicht nach Pola fahren, ohne die Erlaubnis des italienischen Kommandanten einzuholen. Auch musste sich mein Mann alle 14 Tage regelmäßig melden. Die österreichischen Offiziere wurden nach Italien abtransportiert (teils mit ihren Frauen, die zu Besuch dagewesen waren), um auf diesem Wege in ihre Heimatorte zu gelangen. Es war ein erschütternder Abschied, man hatte das Gefühl, dass ihnen in dieser ersten Verwirrung der Nachkriegszeit, im schon beginnenden Winter, noch Schweres bevorstehen würde. Tatsächlich mussten sie noch monatelang in Lagern auf die Beförderung in die Heimat

warten, und viele von ihnen wurden Opfer der Grippeepidemie, die damals in ganz Europa herrschte. Die Deportierten durften nur wenig Gepäck mitnehmen und ließen daher viele Koffer bei den auf der Insel ansässigen Familien zurück. Auch wir bekamen nicht weniger als dreiundzwanzig Stück auf unseren Dachboden, ein Umstand, der uns später große Unannehmlichkeiten bereitete, da die Sachen behördlich untersucht (aufgebrochen, da Schlüssel nicht vorhanden waren) werden mussten. Dabei kam alles durcheinander, manches wurde konfisziert. Jahrelang noch hatten wir mit dem Wegschicken dieser Sachen zu tun und waren dabei nicht sicher, ob die Eigentümer das Richtige bekämen. Langsam traten wieder normalere Verhältnisse ein, aber Post z. B. gab es noch weitere sechs Monate lang nicht. Wir begannen sofort damit, intensiv die italienische Sprache zu studieren, um sie baldmöglichst in Wort und Schrift beherrschen zu können. Unser Entschluss stand fest, wir wollten Brioni nicht verlassen und reichten daher um die italienische Staatsbürgerschaft ein. Es bedeutete den Verlust unseres »Österreichertums«, aber Österreich war ja nicht mehr das, was es gewesen war. Dort hätten wir auch kaum eine neue Existenz gründen können, und außerdem hingen unsere Herzen zu sehr am Meer, an der göttlichen Lichtfülle des Südens und an der Insel selbst! Mein Mann fand ärztliche Beschäftigung auf den Festungen und bekam hierfür einen kleinen Monatsgehalt. Dies war dringend nötig, denn wir hatten alles, was wir besaßen, in österreichischer Kriegsanleihe oder durch die Inflation verloren und standen der neuen Weltlage mit 500 Lire gegenüber! Nun hieß es von vorne zu beginnen. Wir waren durchaus nicht niedergeschlagen, denn wir waren jung und voll Zuversicht, dass unser schönes Brioni von Neuem erblühen würde!

X. Die Nachkriegszeit, Jahre des Wartens

Zuerst waren es wohl stille Jahre, die dem Kriege folgten. Wie wenig sich damals ereignete, erkenne ich nun an der Tatsache, dass mir diese Zeit am wenigsten klar in Erinnerung geblieben ist. Man befand sich in einem Stadium des Abwartens, man wusste, dass Jahre vergehen würden, ehe die Welt – und mit ihr Brioni – wieder aufleben werde können. Für uns war dies Warten nicht so schwer; mit knappen Mitteln lebten wir von einem Tag zum andern. Unsere Zeit war, neben der ärztlichen Tätigkeit, mit Sprachstudien und mit der Aufgabe, unserem Sohn einen provisorischen Unterricht zu geben (das Gymnasium in Pola, für welches er die Aufnahmeprüfung gemacht hatte, gab es nicht mehr), ausgefüllt. Für ihn hieß es mit Volldampf umlernen! Schwieriger war die Situation für die Besitzer der Insel. Der alte Herr Kupelwieser starb im Frühjahr des Jahres 1919; sein älterer Sohn Karl hatte schon zuvor die Nachfolge übernommen. Während des Krieges war die einzige Einnahmequelle die

Weinlieferung an die Armee gewesen. Da hierfür die Weinvorräte der Insel nicht genügt hatten, waren große Quantitäten zugekauft worden. Da die Weinpreise in Italien äußerst niedrig waren, musste dieser Wein nun zu Schleuderpreisen abgegeben werden, was einen Verlust in Millionenhöhe bedeutete. Der ganze Inselbetrieb, wenn auch reduziert, musste jahrelang ohne jegliche Möglichkeit auf Einnahmen weitergeführt werden – die finanzielle Belastung nahm daher von Jahr zu Jahr zu.

Im Sommer des Jahres 1920 stellten sich dann die ersten Gäste wieder ein; viele waren es noch nicht. Ein paar Triestiner, einige Wiener, alte Stammgäste, denen es gelungen war, doch etwas Geld vor der Inflation zu retten. Aus Italien kamen anfangs nur Durchreisende, die sich die ihrem Land angegliederten Gebiete ansehen wollten. In dieser Zeit des ersten schüchternen Auflebens des Kurortes ereignete sich eine schwere Brandkatastrophe. Es ist überhaupt unglaublich, wie viele Male es in Brioni gebrannt hatte! Abgesehen von kleinen Vorkommnissen dieser Art habe ich dort nicht weniger als vier Brände erlebt. Da war der erste Stallbrand im Sommer 1908, mir besonders unvergesslich, da wir in dieser Nacht unsere gesamte bewegliche Habe, aus dem durch die unmittelbare Nähe des Brandherdes sehr gefährdeten Bootshaus, herausschleppen mussten. Auf die Grundmauern dieses Stallgebäudes wurde dann das Hotel *Neptun III* gebaut. An anderer Stelle (viel zu nahe der Hotelanlagen) entstanden neue, großartige Stallungen – ein Pferde- und ein Kuhstall. In letzteren schlug der Blitz ein (man hat am Meer keine Blitzableiter). Da im Dachstuhl des Gebäudes große Heuvorräte gelagert waren, entstand sofort ein Flammenmeer. Die ungenügenden Löschanlagen (auch der Wassermangel spielte eine Rolle) brachten es mit sich, dass das Feuer bei den Brioni-Bränden (es brannte zwei Jahre später auch der Pferdestall auf gleiche Weise nieder) trotz großer Anstrengungen kaum eingedämmt werden konnte – nur viele Schwerverletzte gab es jedes Mal.

XI. Wiedererwachen

In den ersten Nachkriegsjahren entwickelte das schwedische Rote Kreuz in Wien seine segensreiche Tätigkeit. Durch lange Zeit hindurch erhielt Brioni aus dieser Gruppe schwedischer Familien immer wieder Gäste, die ihrerseits wieder andere Schweden animierten, die Insel zu besuchen. Tatsächlich scheuten sie die weite Reise nicht, ja, mein Mann bekam sogar Patienten aus Kiruna in Lappland. Wir haben die Schweden als ganz besonders liebe, wertvolle Menschen kennengelernt; unter ihnen befand sich auch eine Schwester des Dynamitkönigs Nobel.

In den Jahren 1923/24 wurde es schon lebhafter. Der Ruf Brionis hatte sich in Italien verbreitet und besonders aus Rom und Mailand kamen zahlreiche Gäste. Um englisches Publikum anzulocken, entschloss sich Karl Kupelwieser, einen Golfplatz auf der Insel anzulegen. Ein kleines Clubhaus wurde erbaut, von dem aus sich die Anlage der *Golflinks* über einen großen Teil der Westseite des Eilandes erstreckte. Die 18 *holes* führten den Spieler wieder zum Hause zurück. Landschaftlich wurde er gewiss einer der schönsten Golfplätze der Welt, weniger geeignet dafür ist die Terrain-Beschaffenheit. Trotz aller Pflege war es schwer, den Rasen dicht und grün zu erhalten. Im Winter und Frühling, in regenreichen Jahren, gelang dies einigermaßen, aber im Sommer wurden die Golflinks braun und hart. Trotzdem waren sie ein großer Erfolg, alljährlich kamen Golfspieler aus allen Ländern und Wettspiele fanden statt.

Der Golfsport belebte auch die Wintermonate und brachte Ersatz für den Ausfall an Kurgästen, der dadurch entstanden war, dass sich die ärztliche Einstellung dem südlichen Klima gegenüber geändert hatte. Während früher katarrhalische Erkrankungen nach dem Süden geschickt wurden (wirklich Lungenkranke hatte Brioni nie aufgenommen), zog man es jetzt hingegen vor, sie im Winter im Gebirge Heilung suchen zu lassen. Dagegen gewannen sommerliche Sonnenbäder am Meer an therapeutischer Bedeutung.

Auch sonst erlag Brioni, wie so viele andere Erholungsorte, einem durch die Zeit bedingten Umschwung. Das Publikum, das nach dem Krieg die Mittel hatte, sich kostspielige Hotels zu leisten, suchte nicht Erholung und war auch nicht mehr aus Familien aller Altersstufen zusammengesetzt. Vielmehr bestand es aus jungen Menschen, die Sport treiben wollten und nach Unterhaltung und Sensationen verlangten. Diesem Zeitgeist wurde Rechnung getragen und Brioni wurde aus dem gediegenen Kurort verwandelt – in ein Sportparadies!

Doch zuvor war noch ein anderer Versuch gemacht worden, um der Insel eine neue Attraktion zu geben. Die Spielkonzession wurde erworben. Ein Saal neben den Speisesälen bekam einen Roulettetisch und einen Tisch für Baccarat, der Tanzsaal bekam den Namen »Tabarin«. Und nun erschien in Brioni jene Sorte von unerfreulichen Menschen, die jeder kennt, der sich schon einmal an einem der Orte aufgehalten hat, die ihren Ruf der Spielleidenschaft verdanken. Da kam der »Tabarin«-Direktor mit Familie, die Croupiers mit ihrem Anhang, da gab es Bauchtänzerinnen, Animiermädchen etc. Zum Glück dauerte dieser Zauber nur einen Sommer lang. Die Sache rentierte sich nicht, der Ort war viel zu klein, die Spieltische nicht genügend besetzt, und Pola, als einzige Stadt in der Nähe, durchaus kein Platz, an dem es Publikum für eine solche Unternehmung gab. So blieb Brioni davor bewahrt, dass seine Schönheit nur den Hintergrund für ein derartiges Experiment abgeben sollte.

Das einzige Erfreuliche, was dieses Spiel-Intermezzo mit sich gebracht hatte, waren die »Geigerbuben«, eine glänzende Wiener Musikkapelle. Es begannen die Jahre der großen Tanzleidenschaft. Nicht nur wurde jeden Abend bis spät in die Nacht getanzt, auch zur Teestunde, und wann immer eine Musik ertönte, konnte man Paare sehen, die sich zwischen den Tischen herumdrehten.

XII. Der Indianerprinz

In diese Zeit fiel eine heitere Episode, die den ganzen Hotelbetrieb fünf Tage lang auf den Kopf stellte: der Besuch des »Indianerprinzen«! Man hatte schon gerüchtweise gehört es reise in Italien ein sagenhaft reicher Mann umher, Sohn eines Indianers, der in Amerika immense Schätze an Grundbesitz, Ölfeldern etc. sein Eigen nenne und sein Geld in freigiebigster Weise ausgabe, wo immer er sich zeigte. Dieser Mann erschien also in Brioni, begleitet von einer Schar junger Leute. Er mietete eine Zimmerflucht, ließ als erstes den Elektriker kommen, auf dass er ihm im Schlafzimmer sein Radio einrichte. Der glückliche Mann erhielt für diese Leistung die Kleinigkeit von 1000 Lire. Der Liftjunge und der Friseurgehilfe erhielten als Trinkgeld 100 Lire in die Hand gedrückt, dies war seine kleinste Münze! Es war nun äußerst heiter zu beobachten, wie alle Anwesenden auf diese seltsame Erscheinung auf unterschiedliche Art und Weise reagierten. Die kritisch Veranlagten (zu denen wir uns zählten) beurteilten sogleich das Ganze als einen Bluff, doch ließ es sich nicht leugnen, dass sein Geld echt war. Die Naiveren nahmen alles für bare Münze. So erzählte die englische Gattin des Golf-Sekretärs glücklich, sie werde mit ihm eine Golfpartie spielen und er habe ihr dafür einen großen Rubin versprochen. Eine schöne Dame, selbst ein wenig Abenteurerin, gefiel dem exotischen »Prinzen« so sehr, dass er sie sogleich mit Geschenken überhäufte und ihr auch eine beträchtliche Summe zum Ankauf einer Silberkassette für ihre vor der Hochzeit stehende Schwester übergab. Der Hoteldirektor erhielt als Geschenk zwei Emailvasen von recht fraglichem Geschmack, war aber überzeugt, die eingelegten Glassteine seien echte Rubine, Saphire etc. Und das Hotelpersonal! Den Leuten ging der Mund vor Begeisterung gar nicht mehr zu – ihre kühnsten Träume vom idealen Hotelgast waren plötzlich Wirklichkeit geworden! Mein Mann wurde auch gerufen und nach der Konsultation in ein langes Gespräch verwickelt, wobei ihm der Indianerprinz erzählte, er hätte in Wien Medizin studiert, spräche 20 Sprachen, sei mütterlicherseits mit dem Hause Bourbon verwandt und noch so Verschiedenes! Es war eine höchst amüsante Visite, wie mir mein Mann versicherte, die ihm außer einem schönen Honorar noch eine signierte Fotografie eingetragen hatte; auf dem Bild sieht man diesen seltsamen Vogel im Indianerkostüm. Dieses trug er auch an einem von ihm

abends arrangieren Kostümball, wo er Preise für die schönsten Damen spendierte. *Wie* aber war er zu diesem Ball, der im Tanzsaal des ersten Stockes stattfand, erschienen? Hoch zu Ross ritt er die Stiegen hinauf – eine wahrhaftige Zirkusvorstellung! Brioni wurde in diesen Tagen zum Narrenhaus! Die von ihm erwählte Schöne (natürlich als Indianer-Squaw kostümiert) bekam als ersten Preis einen prachtvollen Polarfuchs. Nach fünf Tagen war der ganze Zauber vorüber und *Chief White Elch* (so nannte er sich) reiste ab, um anderswo die Menschen zu beglücken. Erst viel später, nämlich als ihm endlich doch das Geld ausging, fand die Sache ihre Aufklärung. Es stellte sich heraus, dass es ihm gelungen war, zwei leichtgläubige Damen, Mutter und Tochter, zu veranlassen, ihm ihr Vermögen zur Verfügung zu stellen, bis er sich das seine aus Amerika kommen ließe (natürlich steckte ein Heiratsversprechen dahinter). Der Indianerprinz entpuppte sich als der Sohn einer Arbeiterin aus Canada und war Türsteher in einem Kino gewesen, und zwar in eben demselben Indianerkostüm (dessen Gürtel nach seiner Aussage mit weißen Saphiren geschmückt war), in dem er sich überall hatte bewundern lassen. Die unglücklichen Damen sahen ihr Geld nie wieder. Er selbst wurde recht milde bestraft, offenbar wirkte die Komik der Situation auf seine Richter besänftigend; er bekam zwei Jahre Gefängnis.

XIII. Hochbetrieb

Die Jahre 1925 bis 1927 brachten einen Ansturm an Gästen und es setzte wieder ein Leben und Treiben ein, wie man es seit der Vorkriegszeit nicht mehr gesehen hatte. Die Preise waren damals in Lira, sehr günstig für die von auswärts Kommenden – man hätte sie erhöhen sollen. Aber obwohl dies nicht geschah, konnte sich Brioni in diesen Jahren finanziell erholen. Als Ergänzung zur Terrasse, die den Anforderungen bei der großen Anzahl an Tänzern nicht mehr genügte, errichtete man einen weiteren Tanzplatz im Freien, welcher in den kommenden Jahren zum Schauplatz vieler glänzender Feste wurde. Vernünftigerweise hätten nun die reichlichen Einnahmen der guten Jahre vor allem dazu verwendet werden sollen, die dringend notwendige Verbesserungen vorzunehmen. Da wäre die schon defekte Wasserleitung zu erneuern gewesen, ferner hätten noch möglichst viele Badezimmer in die Hotels eingebaut gehört, denn das internationale Publikum verlangte größeren Komfort als die Gäste der »guten, alten Zeit«. Aber der Inselherr hatte sich andere Ziele gesetzt. Ermutigt durch den Erfolg, den der Golfplatz unzweifelhaft gebracht hatte, gedachte er Brioni noch mehr in sportliche Richtung berühmt zu machen. Immer schon waren Pferde seine Leidenschaft gewesen. Es wurde seit Jahren Pferdezucht betrieben, der Pferdestall mit seinen geräumigen Boxen bot einen prächtigen Anblick, besonders die Stuten, mit ihren allerliebsten Fohlen. Man züchtete

eine schöne Haflinger Rasse, die sich als Wagenpferde außerordentlich gut eignete. Es gab nichts Hübscheres für einen neuen Besucher der Insel, als sich im Wagen bei flotten Tempo alle ihre Schönheiten zeigen zu lassen! Anlässlich von Jagden und anderen ländlichen Festlichkeiten konnten die Gäste im Vierergespann in einer altertümlichen *Mail-Coach* Platz nehmen. Auch einige Reitpferde standen zur Verfügung. Karl Kupelwieser aber wollte mehr. Er beschloss in Brioni den Polo Sport einzuführen! Wenn ich über diesen seinen Beschluss hier ein Urteil fällen wollte, müsste es natürlich einseitig ausfallen. Darum will ich nur erwähnen, dass es für uns persönlich an und für sich schon schmerzlich war, dass Brioni immer weniger Kurort und immer mehr Sportplatz wurde. Ist es doch für einen Arzt eine viel befriedigendere Aufgabe, Patienten zugewiesen zu bekommen, die auf der Insel zur Kur und Erholung Aufenthalt nehmen, als nur auf eine Zufallspraxis angewiesen zu sein. Aber wir wussten, dass diese Metamorphose ein Gebot der Zeit war, und Brioni selbst hatte zum Beispiel auch durch die Anlage des Golfplatzes an Schönheit nur gewonnen. Anders gestaltete es sich aber, wenn auf den schönen Rasenflächen dauernd Pferde galoppierten, die das seicht aufsitzende Gras und die Blumen samt den Wurzeln zerstörten. Ferner vermehrten sich die Fliegen durch den Pferdemist enorm und Pferdebremsen begannen die Spaziergänger zu quälen. Wer selbst zu Pferde saß, fand die Insel für diese neue Bestimmung jedenfalls sehr geeignet. Wir und viele andere aber waren überzeugt, dass es für Brioni in vieler Hinsicht besser gewesen wäre, wenn das Interesse des Besitzers sich von da an nicht, wie es der Fall war, ganz und gar auf den Polo Sport, an dem er selbst teilnahm, konzentriert hätte! Es ist nicht zu leugnen, dass diese kostspieligste aller Sportarten viel Glanz und gesellschaftliche Ereignisse mit sich brachte, aber vom pekuniären Standpunkt aus konnte es sich niemals rechnen. Denn während sich in allen Ländern tausende von Golfspielern befinden, aus deren Reihen uns Gäste zuströmten, ist die Anzahl der Polo Spieler verschwindend klein. Niemals konnten Auslagen, wie das Anlegen des Polo Platzes, der Ankauf der Pferde, der Unterhalt für »Professionals« und »Half-Professionals« durch den Hotelbetrieb kompensiert werden. Auch das gesellschaftliche Leben im Hotel änderte sich durch die dauernde Anwesenheit der Polo Truppe. Sie dominierten die Szenerie, fühlten sich als Hauptpersonen, beanspruchten die besten Zimmer und feierte exklusive Feste. Begreiflicherweise rief das eine gewisse Eifersucht unter den andern Gästen hervor. Nicht bei allen, denn manchen, die selbst keine Absicht hatten, an diesem Glanz teilzunehmen, machte es einfach Spaß, dieses mondäne Gehabe zu beobachten. Andere aber, die Ambitionierten, fühlten sich gekränkt und meinten, obwohl sie ebenso viel zahlten, würden sie als »zweite Klasse« behandelt. Wir mussten da oft, so gut es ging, beschwichtigen! Klingende Namen waren es, die durch das Polospiel fast dauernd auf der Kurliste standen:

Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinz Otto Windischgrätz, Prinz Hohenlohe, Fürst Mecklenburg, Prinz Liechtenstein, der berühmte Sportsmann Graf Ulrich Kinsky, Graf Münster, Baron Rotschild u.a. Außerhalb der aristokratischen Zirkel wurde auch in industriellen Kreisen dem Polosport gehuldigt; unvergesslich die Ankunft eines Spielers aus Berlin, der seinen Aufenthalt für lange Zeit nach Brioni verlegte. Der Brioni-Dampfer war außertourlich nach Pola gefahren, um den Transport zu bewerkstelligen, und als die »Brioni« einlief, meinte ein Spaßvogel, es sei, als ob der König von England ankomme! Der Dampfer brachte neben dem Herrn und seiner Gemahlin: einen Kammerdiener, eine Zofe mit zwei Hündchen, einen Masseur, einen Sporttrainer sowie sechs Pferde mit ihren Grooms, gar nicht zu reden von der Anzahl der Gepäckstücke.

Neben Sport und Tanz beherrschte in der Nachkriegszeit noch ein weiterer Faktor das Hotelleben, nämlich das *Bridge*. Da es auf der Insel ja keine andere Zerstreuung gab, war dieses fesselndste aller Kartenspiele schon in den ersten, noch ganz stillen Jahren, auch für uns am späten Nachmittag und in den Abendstunden zu einem schönen Zeitvertreib geworden. Besonders in den Wintermonaten, wo meist einige Dauergäste aus England und Holland weilten, traf man sich Tag für Tag zur regelmäßigen Partie. Es wurde wahrhaft gut gespielt – dafür war Brioni bekannt. Die Qualität des Spiels hing nicht von der Höhe des Einsatzes, der an den verschiedenen Tischen sehr stark differierte, ab. Doch die Gemüter waren begreiflicherweise bedeutend erregter, wo es um große Summen ging. Wehe, wenn ein Partner sich da einen Fehler zuschulden kommen ließ, er hörte dann beim sogenannten *post mortem* in allen Tonarten, was man von ihm hielt! Manchmal ging die Verbissenheit des Spielens so weit, dass wir einen Spieltisch, an dem abends begonnen worden war, in der Früh noch immer besetzt vorfanden – um ihn herum eine Unmenge leerer Kaffeeschalen und gefüllter Aschenbecher! An den »bürgerlichen« Tischen ging es friedlicher zu, außer, wenn bei einem Turnier der Ehrgeiz und der Wunsch einen Preis zu erringen die Erregung steigerte. Da konnte es wohl, besonders zwischen Ehepaaren, zu Temperamentsausbrüchen kommen; zum Beispiel warf da einmal eine junge Dame ihrem Gatten nicht nur die Karten ins Gesicht, sondern auch ihre lederne Handtasche. Von da an hieß es, dass es ratsam wäre, zum Bridge-Turnier mit Stahlhelm zu erscheinen! Natürlich klang es am Ende in Heiterkeit aus. Eine spezielle Bridge-Partie will ich noch erwähnen, diese blieb mir nicht des Spiels, sondern des Gespräches wegen, das in einer Pause geführt wurde, in Erinnerung. Mein Partner, ein blutjunger, hübscher, italienischer Marineoffizier, der damalige Kommandant der Festung Peneda (er führte den poetischen Namen Amato), sagte: »*Ich war während des Krieges auch einmal hier, da habe ich Pech gehabt und mich furchtbar geärgert!*« Auf unsere Fragen hin

erzählte er, dass es ihm eines Nachts geglückt sei, mit einem ganz kleinen Motorboot unbemerkt die Sperre zu passieren und das im Kanal von Fažana verankerte Kriegsschiff zu torpedieren. Die Explosion sei aber nicht erfolgt, der Torpedo war ein Versager gewesen. Ich antwortete ihm darauf: *»Wenn Sie damals nicht Pech gehabt hätten, säßen wir heute nicht hier mit Ihnen beim Bridge. Denn da das zweite Schiff, das mit Munition beladen war, vermutlich mit explodiert wäre, hätte es uns in Brioni wahrscheinlich das Leben gekostet!«* (siehe Kapitel IX)

Viele, unendlich viele Menschen aus aller Herren Ländern, sind im Laufe der Jahre an uns vorübergezogen, und es tut mir leid, dass ich nicht rechtzeitig auf den Gedanken gekommen war, am Ende eines jeden Tages zu notieren, welche neue Bekanntschaft er gebracht hatte. Es waren sehr viele darunter, die gekannt zu haben entweder erfreulich oder lehrreich war, aber auch die »Unerfreulichen« waren zum Teil interessant gewesen. Wir hatten die Gelegenheit Menschen zu studieren, und da sie den verschiedensten Nationalitäten angehörten, lernten wir mit ihnen auch die Sitten ihrer Länder kennen. Es waren zum großen Teil Leute, die viel gesehen und erlebt hatten, und wenn sie es uns berichteten, erlebten wir es mit ihnen, sodass uns dies dafür entschädigte, dass wir selbst, beruflich gebunden, an einem Ort festsaßen und nicht allzu viel von der Welt zu sehen bekamen. Doch die Welt kam zu uns!

XIV. Klingende Namen

Aus der Musikwelt besuchten mehrere der bekanntesten Dirigenten Brioni. Nikisch, Schalk, Weingartner, Heger, Dagobert Möricke, auch Richard Strauss, auf den ich später noch zurückkommen werde. Kammersänger Walter, der Sohn des Wiener Wagnersängers, kam aus München, Erik Schmedes, nebst vielen anderen Sängern der Staatsoper, aus Wien.

Commendatore Kaschman, mit seiner Tochter Contessa Chigi, gehörte zu den ersten italienischen Gästen nach dem Krieg. Beide stets zum Musizieren aufgelegt, hatte ich die Freude mit dem temperamentvollen alten Herrn Duette aus Mozart Opern zu singen. Er war auch Komponist und gab einmal, sich selbst begleitend, ein Triumph-Liedchen über die Eroberung Triests zum Besten. Nachher sagte er mir, es hätte ihm leid getan nicht daran gedacht zu haben, dass dies die zahlreichen anwesenden Österreicher hätte verletzen können. Über meine Antwort – sie entfuhr mir unwillkürlich – lachte er dann Tränen: *»Ma – siamo già così abituati a tutto questo!«* (Wir sind doch schon so sehr an das alles gewöhnt!).

Eugène d'Albert erschien mit dem Wunsch, in stillen Monaten auf der Insel zu komponieren. Er war von seiner fünften Frau begleitet und ich war sehr neugierig, den Mann kennenzulernen, der so viele Frauen an sich zu fesseln wusste. Als ich ihn erblickte schien es mir zuerst

unbegreiflich, aber als ich mit ihm sprach, erkannte ich, dass in seinen kleinen schwarzen Augen eine faszinierende Ausstrahlung lag.

Wilhelm Kienzl kam mit seiner Frau auf kurzen Besuch. Eines Abends waren wir zufällig anwesend, als beide im Begriff waren, in ein Motorboot zu steigen, um eine der beliebten Mondscheinpartien mitzumachen. Kienzl jedoch schien im letzten Moment die Lust verloren zu haben, ließ seine Gattin alleine, und als das Boot abgestoßen war, standen er und wir uns gegenüber – Fremde, die sich nicht kannten. Die plötzliche Stille ringsum und die Schönheit der Nacht vereinten uns. So gingen wir zusammen in die Hotelhalle und setzten uns in eine Ecke; in dieser Ecke saßen wir bis zwei Uhr morgens! Ich könnte nicht sagen wie es kam und woran es lag, aber es war ein solcher Funke des »Einvernehmens« übergesprungen, dass uns die Stunden wie Minuten schienen. Es war nur ein einmaliger Gedankenaustausch – eine wunderschöne Episode!

Bronislaw Hubermann reiste in Spätherbstmonaten an und ließ sogar Schüler nachkommen. Auch er eine Persönlichkeit, die den unbestimmten Zauber ausstrahlte, den man im Verkehr mit ganz großen Künstlern empfindet.

Auch einer weltberühmten Sängerin, die durch ihr hohes Können noch im Alter hinreißend sang, muss ich gedenken: Lilly Lehmann kam mit ihrer jüngeren Schwester Marie (seinerzeit ebenfalls Sängerin von Ruf), um einen bösen Husten loszuwerden. Beide Damen waren schon in ihren Siebzigern, Lilly aber noch von einer Lebhaftigkeit und einem Temperament, das einen in Erstaunen versetzen musste. Ich kannte ihren Ruf, der nicht nur besagte die größte Sängerin ihrer Zeit, sondern auch der Schrecken der Theaterdirektoren zu sein. Ihre später aus aller Welt angereisten Schülerinnen verließen sie oft in Weinkrämpfen. Meinem Mann schrieb sie folgendes auf eine Fotografie, die sie ihm schenkte: *»Zum Andenken an eine schlimme, aber dankbare Patientin«*. Sie war aber dabei von bezauberndem Wesen und überaus unterhaltsam. Mir wurde die Ehre zuteil vor ihr singen zu dürfen. Sie lobte meine Musikalität, meinte aber, es klinge etwas »verprügelt«, worauf ich ihr gestand, dass Mut dazu gehöre, der Lilly Lehmann überhaupt vorzusingen!

Mit einem gewaltigen Zeitsprung komme ich nun von einer Repräsentantin eines seit fünfzig Jahren vergangenen Musikstiles zu einem Stern unseres Kinozeitalters – Jan Kiepura! Wir hatten ihn wiederholt in Brioni zu Besuch, aber er war der Hotelleitung gegenüber ein wenig »eingeschnappt«. Wie ich bereits erwähnt hatte, gab es im Hotel immer zu wenig Zimmer mit eigenem Bad. Wer nicht beizeiten bestellt hatte, musste eben einsehen, dass die Direktion keine Wunder bewirken konnte. Kam also ein Gast – und war er noch so berühmt und verwöhnt (wie im Falle Kiepura) – unangemeldet in der Hochsaison erschienen, so konnte man ihm den

Wunsch nach den besten Appartements eben nicht erfüllen. Kiepura war also etwas verärgert und hielt auch uns gegenüber damit nicht zurück. Gleich darauf zeigte sich aber wiederum die zweite Facette im Wesen dieses so begabten Sängers. Wenn der Naturbursche hervorkam, dann konnte man ihm trotz seiner Arroganz nicht böse sein: »*Ich habe noch nie*«, so tönte er großspurig, »*in einem Zimmer ohne Bad gewohnt*« (Pause, dann mit schalkhaftem Lächeln) »*Außer, als ich noch in Warschau zu dritt in einem Bett geschlafen habe!*« Natürlich ruhten die zahlreichen, schönen Damen nicht, bis sie Kiepura dazu gebracht hatten, abends am Tanzplatz für sie zu singen. Er meinte zwar, er würde nach wochenlangem Faulenzen nicht singen »wie der Kiepura«, sondern nur wie irgend ein Nächster. Aber, als im Mondschein bei abgedrehten Lichtern, in andächtiger Stille sein *Donna e mobile* erklang, da sang er eben doch »wie der Kiepura«!

Eines Tages traf ein einzelner Gast ein und verlangte ein Zimmer für wenige Tage. Ein unachtsamer Hoteldirektor, dem der Name nichts sagte, gab ihm ein Passantenzimmer in der Mansarde; es war Max Reinhard.

Ein weiterer Stammgast Brionis war Hanns Heinz Ewers. Er schrieb auf der Insel vor dem Krieg seine *Alraune* und später die *Ameisen*, in welchem auch wir Brionesen in den Zwischenkapiteln vorkommen. Wer sich an den Anfang dieses Buches erinnert, wird noch wissen, dass der Spötter sich über die Wissenschaftler gründlich lustig macht. Diese Professoren traf er damals in unserer Kreise, dem er aber auch gern selbst angehörte. Ewers war als Mensch ganz, aber ganz anders als seine Bücher. Es war ein Vergnügen mit ihm zu verkehren und zu debattieren, wozu wir bei seinen monatelangen Aufenthalten reichlich Gelegenheit hatten. Wir frühstückten zusammen und danach, wenn mein Mann seine Morgenvisiten antrat, machten Ewers und ich, ehe er sich seinem Schreiben widmete und ich mich zu meinen Pflichten begab, täglich einen halbstündigen Spaziergang. Wir fanden uns in der Liebe zu Pflanzen und Tieren. Wir bevorzugten einen ganz versteckten Rundweg um den sogenannten *Monte Moribon*, oberhalb des Saluga-Bades. Es ist ein schmaler Pfad, rechts und links eingesäumt von den niedrigen Sträuchern der Cystusrosen. Wenn sie um die Osterzeit in Blüte sind, wandelt man zwischen unzähligen weißen und rosa Blütchen – ein überaus lieblicher Anblick! Auf eben diesem Wege, der wenig frequentiert war, hatten wir einmal eine ganz besondere Begegnung. Ich muss vorausschicken, dass auf der Insel Damwild ausgesetzt worden war, weiße, braune und schwarze Hirsche, sowie auch gefleckte Axishirsche. Dieses Wild gedieh sehr gut und vermehrte sich rasch. Da es noch immer viel dichten, nicht gerodeten Wald gab, hatten die Tiere genug Verstecke und man sah sie kaum. Wir Morgenwanderer trafen, als wir lautlos um eine Ecke bogen, auf zwei schneeweiße Exemplare. Wir standen uns

bis auf wenige Schritte gegenüber, die Tiere nicht weniger überrascht als wir. Sie starrten uns an, die Köpfe mit den mächtigen Schaufelgeweihen erhoben. Da wir uns absolut nicht bewegten, begannen sie nach einer Weile ruhig weiter zu äsen und wir konnten die schönen Tiere lange betrachten. Ein andermal fanden wir einen kleinen Falken auf der Erde liegen, er war gegen die Glasfenster des gedeckten Ganges, der die Hotels verbindet, geflogen. Sogleich erschallte von den vorbeikommenden Brionesen der Ruf: »*Amazzare, amazzare!*« (totschlagen!). Aber Ewers, der den Vogel in der hohlen Hand hielt, erklärte, dass er sich ja ohnehin selbst erschlagen hätte. Dies aber sagte er nur, um dem Vogel Zeit zu lassen, sich zu erholen. Dann öffnete er die Hand, der Falke schoss in die Luft, und von Ewers Fingern tropfte das Blut herab. Die scharfen Fänge hatten sich in sein Fleisch gebohrt. Seine besondere Freude waren auch ein paar kleine Esel, die immer mit einem Karren zum Molo fuhren; sie wussten genau, dass er Zucker für sie in der Rocktasche hatte. Ewers pflegte daher zu sagen: »*Wo ich mich zeige, bleibt jeder Esel stehen!*«

Durch Ewers kam noch ein anderer deutscher Schriftsteller auf den Gedanken in Brioni langen Aufenthalt zu nehmen, um ein Buch zu schreiben: Friedrich Freksa, der überlebensgroße und auch überlebensdicke Friese (er wog hundert Kilo) mit dem schönen dunkeln Künstlerkopf, dem Erbteil seiner französischen Mutter. Das Buch wurde geschrieben, aber für sein Entstehen musste der Weinkeller täglich eine Flasche *Orvieto* liefern, die der Dichter nicht mehr zu spüren schien als ein gewöhnlicher Sterblicher ein einzelnes Glas dieses starken Weines. Nur einmal war es ihm schlecht ergangen, da ließ er sich an die Bar dazu verleiten und trank all diese Mixgetränke. Das warf den Weintrinker um, und am nächsten Morgen wurde ein Zettel mit dem lakonischen Hilferuf »*Doktor, SOS!*« zu uns gebracht.

»Klabund« (Alfred Georg Hermann Henschke), der hochbegabte, viel zu früh verstorbene Schriftsteller, blieb mir als rührende Figur in Erinnerung. Bereits dreißigjährig sah er noch aus wie ein Gymnasiast und war nicht der Mann, den man sich für seine reizvolle, lebenssprühende Gattin Carola Neher vorstellen konnte. Und doch hing sie sehr an ihm und pflegte ihn furchtlos bis zum Ende, als er in Davos bald darauf seinem Lungenleiden erlag. In Brioni lebte er abseits vom geselligen Betrieb – darin zu glänzen überließ er seiner Frau. Ihn selbst sah man meist mit Glas und Schmetterlingsnetz auf der Insel herumstreichen, aber seine Jagd zielte nicht etwa darauf ab, Insekten für eine Sammlung zu töten, er fing sie ein, nur um sich an ihnen zu erfreuen. Eine Stabheuschrecke oder eine Gottesanbeterin waren sein Entzücken! Carola Neher erzählte uns später, wie er bis zum Ende der Sanfte, Zufriedene geblieben ist, der er immer gewesen war. Sie hingegen soll (wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf) ein schreckliches, gewaltsames Ende gefunden haben.

Ein oft wiederholter Scherz besagte, dass Brioni seinen Gästen das Abreisen nicht erlauben wolle, und tatsächlich geschah es recht oft, dass eine Wetterkatastrophe die Abfahrt erschwerte. Im Sommer freilich weniger, da gab es höchstens ein Gewitter. Aber auch ein solches bricht mit solcher Vehemenz los, dass es, wenn es gerade im Moment des Einbootens auf einen der draußen abstoppenden Dampfer traf, einen ziemlichen Mut erforderte, das kleine Motorboot trotzdem zu besteigen. Unsere *facchini* (Dienstmänner) arbeiteten in solchen Fällen beim Balancieren der schweren Koffer von einem Schiff zum andern unglaublich geschickt. Einmal geschah es aber dennoch, dass ihnen ein solches »Ungeheuer« entglitt und auf den Wellen aufschlug. Obwohl man aus der Schule weiß, dass so ein schwerer Koffer nicht untergeht, sondern schwimmt und sich wieder einfangen lässt, hat diese Tatsache immer wieder überrascht.

Schlimmer noch als Gewitter sind die Äquinoctialstürme, besonders im Herbst können sie verheerend sein. Der gefürchtetste Wind für jede Seereise ist der *libecchio*, im Dialekt *libič* genannt, der Südweststurm, der eine solche See mit sich bringt, dass selbst die Kirke-Fahrt nach Pola auf unserer schwankenden »Brioni« qualvoll zu nennen war. Diese Südwestsee kann man aber im Hafen von Brioni nicht bemerken und nur wir Eingeweihten kannten die Anzeichen, bei denen man die Fahrt nach Pola besser vermeiden sollte. Einmal im November kam Dr. R., ein uns befreundeter Arzt aus Marienbad, ganz entrüstet zu uns, weil ihm das Hotelpersonal, wie er meinte, grundlos davon abgeraten hatte, per Schiff abzureisen – das Meer sei doch ganz ruhig. Wir forderten ihn dazu auf, anstatt abzureisen, mit uns noch einen Spaziergang zu den Klippen von *Rancon* zu unternehmen, dann würde er vielleicht die gut gemeinten Ratschläge zu schätzen wissen. Wir gingen also quer über die Insel, und schon bald piff uns der Wind um die Ohren. Je näher wir den Felsen kamen, die dem Anprall des offenen Meeres ausgesetzt sind, desto stärker ertönte das brüllende Geräusch der sich brechenden Wellen und desto schwerer wurde es, gegen den Sturm anzukämpfen. Als wir bei den Klippen angekommen waren, konnte man unmöglich, wie sonst schon, hinabsteigen, sondern wir mussten das Schauspiel von der Anhöhe oberhalb der Felsen aus genießen. Um dem Sturm standhalten zu können, umschlangen wir uns gegenseitig mit den Armen und unter uns brauste eine weiße Hölle. Die Wellen näherten sich wie blaue Berge, die sich in die Felsen stürzten. Die Gischt stieg turmhoch bis zu uns hinauf und der Sturm peitschte sie in unsere Gesichter. Atemlos und nass standen wir da und konnten uns doch von dem überwältigendem Anblick nicht losreißen. Dieser Sturm kostete Brioni dreihundert der schönsten Bäume. Dr. R. aber war die Lust auf die Abreise vergangen!

Auf den schönen Platten dieser schon öfters erwähnten Klippen von Rancon gibt es auch in paläontologischer Hinsicht eine Sehenswürdigkeit. Man entdeckte nämlich die Fußabdrücke eines vorsintflutlichen Sauriers. Es sind sieben in einer Reihe, in gleichen Abständen, die dreizehige Fußspur ist etwa dreißig Zentimeter lang. Von der deutlichsten habe ich eigenhändig einen Tonabdruck, der dann in Gips gegossen wurde und sich heute im Kensington Museum in London befindet, genommen.

XV. Bernhard Shaw und Gene Tunney

Das Jahr 1929 war ein in vieler Hinsicht ein bemerkenswertes; es brachte über Mitteleuropa die furchtbare Kältewelle, die sich überall katastrophal auswirkte und so recht erkennen ließ, dass unsere ganzen lebensnotwendigen Einrichtungen nur in einer sehr begrenzten Temperaturzone standhalten. Wie waren damals die Eisenbahnen blockiert und auch die Wasserleitungs- und Abflussrohre zersprangen in vielen Städten. Die Toten konnten in der hartgefrorenen Erde nicht begraben werden! Die Menschen getrauten sich kaum ins Freie. Auch wir im Süden blieben nicht verschont, die Kältemassen stürzten in Form einer eisigen, grausamen Bora auf uns herab. Aber anstatt wie sonst bei hellem Himmel zu blasen, brachte sie vom Norden Schneemassen mit, und als wir eines Morgens erwachten (es war im Februar), bot sich uns ein ganz verrücktes Bild – Brioni tief verschneit! Der Schneesturm hatte seine weiße Decke unregelmäßig verteilt, stellenweise gab es derart aufgetürmte Wechten, sodass an ein Durchkommen nicht zu denken war. Mein Mann, der telefonisch dringend zu einem Kranken gerufen wurde, stand ratlos da, besonders da wir für ein derart unerwartetes Ereignis nicht die richtige Fußbekleidung hatten. Die Kraft des Sturmes war so enorm gewesen, dass sich Schnee auch innerhalb unserer Doppelfenster im Zimmer befand, man fragte sich, ob er denn durch das Glas hereingekommen sei! Am Molo waren die durch die Bora angepeitschten Wellen angefroren, ein unfassbarer Umstand, da das Mittelländische Meer einen Salzgehalt von fast fünf Prozent aufweist. Ebenso waren die Stämme der Pinienbäume, die die Riva einsäumen, vollständig mit Eis überkrustet und die Wellen schlugen bis zu ihren Kronen hinauf. Siebzehn Bäume sind dadurch zugrunde gegangen. Aus der *Villa Punto Naso*, die eine halbe Wegstunde von den Hotels entfernt liegt, kam die Nachricht, dass deren Bewohner ganz eingeschneit seien und nicht herüber kommen könnten. Um die Straße passierbar zu machen wurde ein Schneepflug improvisiert. Die Villa beherbergte ein junges Ehepaar auf verlängerter Hochzeitsreise, und zwar den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Box Champion Gene Tunney und seine Frau, geborene Lauda, eine Verwandte der Familie Carnegie. Gene Tunney war eine ungemein sympathische

Erscheinung. Trotz seiner herkulischen Gestalt war der Ausdruck seines Gesichtes, seinem Wesen entsprechend, sanft und kindlich. Nicht weniger anziehend wirkte seine schöne, junge Frau und es war ein Vergnügen, die beiden blühenden, so sichtlich glücklichen jungen Menschen zu sehen. Es war ihnen aber nicht gegönnt dieses erste Jahr ihrer Ehe ungestört in Brioni zu genießen, denn im Frühling erkrankte Frau Tunney schwer. Dieses Ereignis sollte uns für viele Wochen mit ihnen innig zusammenschweißen. Aber nicht nur mit ihnen allein, denn noch andere teilten die Sorgen dieser Zeit und waren unmittelbar daran beteiligt. Eine seltsame Freundschaft verband Tunney mit einem Mann, der in jeder Hinsicht das Gegenteil darstellte, was der junge Sportsmann repräsentierte. Dieser Freund war – Bernhard Shaw! Sie hatten sich, so erfuhren wir, durch den Plan Shaws Jugendwerk *Cashel Byron* (die Lebensgeschichte eines Box Champions) zu verfilmen, kennengelernt. Aus dem Film wurde nichts, aber der alte Dichter und der junge Kraftmensch schlossen bei dieser Gelegenheit dauerhaft Freundschaft. Shaw entzückte zweifellos die frische Unbeschwertheit und brennende Wissbegierde dieses Mannes und Tunney wiederum, so verwöhnt er auch war, musste sich wohl geschmeichelt fühlen, das Interesse Shaws erweckt zu haben – und überhaupt, wer konnte diesem geistsprühenden, faszinierenden Spötter widerstehen, der einen mit seinen jugendlich blauen Augen, trotz seiner vielen Jahre, so anblitzte, dass jeder sich neben ihm alt vorkommen musste? G. B. Shaw kam nach Brioni, um sich mit Tunney zu treffen. Schon am Tage seiner Ankunft traten wir mit ihm in Beziehung, als wir ihn am Molo in ein italienisches Gespräch verwickelt trafen, das nicht recht vom Fleck kam. Wir boten uns als Dolmetscher an und mein Mann stellte sich als Arzt der Insel vor. Wir lernten auch die sanfte Gattin des Dichters kennen, beide waren sogleich gesprächig, und Shaw beklagte sich bei uns, dass er, kaum angekommen, auch schon von einem Zeitungsreporter belästigt worden war. So wie überall, wo er auch hinkam. Er sagte: »*Wissen Sie, was ich dem Mann geantwortet habe?*« Ich sagte ihm: »*You must interview Tunney, he is much more celebrated than I am!*« (Interviewen Sie doch Tunney, er ist viel berühmter als ich!). –

Bei Tag trug Shaw in Brioni stets einen grauen Sportanzug mit kurzen Hosen, das, was man seinerzeit einen Radfahranzug nannte. Am Abend erschien er niemals im Smoking, sondern in einem dunkelblauen Anzug. Auch sonst lehnte er das ganze mondäne Leben, das auf der Insel herrschte, ab. Es schmerzte unseren Lokalpatriotismus auch sehr, dass er Brioni nicht besonders schätzte. Zwar fand er die Spaziergänge schön, aber es fehlte ihm das Lokalkolorit, er vermisste einen Ort mit charakteristischer Bevölkerung, wie er es in Dalmatien gefunden hatte. Er empfand das Ganze als zu »künstlich«. Er und Tunney durchliefen die Insel stundenlang und zwar oft bei strömendem Regen, denn dem kalten Winter war ein besonders

nasses Frühjahr gefolgt. Bald nach Ankunft des Ehepaares Shaw erkrankte Tunneys Frau. Das Krankheitsbild war von Anfang an sehr alarmierend und unklar, sodass mein Mann sogleich andere Ärzte zum Consilium berief; dies war zu Ostern umso leichter, da viele seiner Kollegen ihre Ferientage auf Brioni verbrachten. Die beiden zugezogenen Ärzte waren Professoren aus Berlin, ein Internist und ein Chirurg, sie hatten merkwürdigerweise denselben Namen. Später, als die Diagnose noch immer zweifelhaft blieb, besuchte auch noch ein Professor aus Triest die Patientin, sodass sich an ihrem Krankenbette wirklich Shaws *Doktors Dilemma* abspielte. Jeden Abend vereinte die gemeinsame Sorge die Ärzte mit ihren Frauen und dem Ehepaar Shaw, sodass wir Gelegenheit hatten, uns gegenseitig gründlich kennen zu lernen. Es waren unvergessliche Abende, die Debatten wurden oft hitzig, die Meinungen gingen auseinander – aber anregend war es immer! Für mich bedeutete es die größte Freude, wenn Shaw auf Musik zu sprechen kam; er war in seinen Jugendjahren Musikkritiker gewesen und erzählte, dass er ein großer Verehrer Verdis war, dessen Opern er fast auswendig kannte. Da erschien plötzlich Richard Wagner als neuer Stern am Konzerthimmel. Das englische Publikum hatte seine Werke nicht gleich als Ganzes zu hören bekommen, sondern zuerst nur Fragmente seiner Musikdramen in Konzertform. Shaw lauschte erwartungsvoll, und als ein schönes Motiv erklang, freute er sich, genau erahnen zu können, wie es nun weiter gehen würde. Aber als es dann ganz anders kam, war er zuerst maßlos irritiert; er sang uns vor, wie die Melodie seiner Ansicht nach hätte ausklingen sollen und in welcher Weise sie bei Wagner davon abwich. Trotzdem hatte ihn Wagner bald in seinen Bann gezogen, und Shaw wurde in England einer seiner größten Vorkämpfer. Auch über seine Arbeit sprach er gerne und ließ uns wissen, dass er immer schriebe, nicht nur in Zeiten, wo es ihn drängte intensivst zu arbeiten, sondern auch dann, wenn eine solche Welle wieder vorüber war. Denn er fühlte sich verpflichtet, täglich ein Minimum von zumindest ein paar Seiten zu leisten. »*For an idle man I did a lot of work*« (Für einen faulen Mann habe ich eine Menge gearbeitet.), sagte er bei so einer Gelegenheit. Mein Mann fühlte sich sehr befriedigt, dass Shaw stets mit seinem Buch *Spaziergänge auf Brioni* zu sehen war. Wir hörten einmal, wie ihn jemand fragte, ob er denn deutsch lesen könne. Da gab er zur Antwort: »*By Dr. Lenz's excellent style I can even read german!*« (Bei Dr. Lenz' ausgezeichnetem Stil kann ich sogar deutsch lesen!). Solche Aussprüche gab er mit lustigem Augenzwinkern von sich, man wusste bei ihm fast nie, ob das, was er sagte, ernst gemeint war oder nicht. Mrs. Tunney wurde durch einen chirurgischen Eingriff, den der Berliner Professor ausführte, gerettet. Die Operation fand in der Villa *Punto Naso* statt, alles hierfür Nötige und natürlich die Assistenz hatte mein Mann geliefert. Es war ein aufreibender Tag, jedoch der so befriedigende Ausgang machte

uns alle sehr glücklich. Einige Tage danach gab Gene Tunney einen Genesungs-Lunch für Bernhard Shaw, seine Frau und die Ärztegruppe. Es ging dabei hoch her, und die Stimmung war infolge der Emotionen – von der langen Sorge zur Freude – eine Blendende. Für Shaw, der strenger Vegetarianer war, gab es ein anderes Menu als für die Übrigen. Die liebevolle Patientin, in ihrem Bett, bekam von dieser Festlichkeit nicht mehr zu sehen als ein Körbchen aus wilden Frühlings-Cyclamen, das ich für sie geflochten hatte.

XVI. Richard Strauss

Kaum war diese Episode vorüber, so wurde uns eine weitere Berühmtheit angekündigt: Dr. Richard Strauss, der damals an einem Schulter-Rheumatismus litt und von seinem behandelnden Arzt in Wien, Professor Hochsinger, zur Nachkur nach Brioni geschickt wurde. Da er, begleitet von seiner Gattin, als Patient kam, verstand es sich von selbst, dass sie sich mit allem an uns wandten, egal ob es sich um Ärztliches oder um Sonstiges handelte. Frau Pauline Strauss fühlte sich zu mir hingezogen, sie zeigte es mir auf jede Weise, und nach einigen Tagen nahm mich ihr Gatte bei Seite und sagte: *»Meine Frau hat Sie sehr gern, ich bitte Sie, recht oft zu uns herüber zu kommen, um ihr Gesellschaft zu leisten.«* Ich antwortete, dass ich dies sehr gern tun wolle, soweit es meine Zeit erlaube, und so wurde ich während der fünf Wochen ihres Aufenthaltes sozusagen Frau Paulinss »Hofdame«. Ihr berühmter Gatte hat dieser originellen Frau im *Intermezzo* ein Denkmal gesetzt, daher war ich nicht überrascht, im engeren Kontakt den Kontrast konstatieren zu können, der in ihrer teils liebenswürdigen, teils kratzbürstigen Art lag. Ihrem Gatten gegenüber war sie oft gehörig scharf, obwohl sie doch ganz und gar für ihn lebte. Dies konnte ich zum Beispiel aus der Art erkennen, wie sie mir ein Ereignis schilderte, das sich kurz vorher zugetragen hatte. Zu dieser Zeit waren in Wien mehrfach telefonische Mystifikationen vorgekommen, die dem Urheber nichts anderes, als ein sadistisches Vergnügen bereiten konnten. Eines Tages nun wurde Frau Strauss zum Telefon gerufen und man teilte ihr mit, dass ihr in Dresden weilender Mann schwer verunglückt sei und wenig Hoffnung bestünde, ihn lebend wiederzusehen. Sie schilderte mir, wie sie daraufhin mit ihrem Sohn auf das Flugfeld gerast war, um ein Flugzeug zu mieten, um so rasch als möglich bei ihm zu sein. Als sie in Dresden in seinem Hotel ankamen, trafen sie auf erstaunte Gesichter. Dr. Strauss, so versicherte man ihr, war soeben nach Stuttgart abgereist, wo er ein Konzert zu dirigieren hatte. Frau Pauline regte sich bei der Schilderung dermaßen auf, dass es mir leid tat, dass sie es mir erzählt hatte. Wir machten manche Motorbootfahrt zusammen, die wir Frauen sehr genossen. Der arme Doktor jedoch wurde von seiner Frau in Decken und Schals gewickelt und der Länge nach auf die Bank gelegt, sodass er gar nichts

sehen konnte – kein noch so heftiger Protest half ihm! Bei diesen häufigen Treffen vermied ich meinerseits, das Thema Musik zu berühren, aber zum Glück war Richard Strauss selbst manchmal in der Laune, einiges zu erzählen. Da ich schon in den Jahren, als seine symphonische Programm-Musik eine Revolution in den Gemütern des musikverständigen Publikums ausgelöst hatte, zu den jüngsten, aber begeistertsten Konzertbesuchern gehörte, und später dann seine Lieder so gerne selbst sang, war für mich alles, was er über sein Schaffen sprach, von allergrößtem Interesse. Er erzählte unter anderem, dass er sich überall für alte überlieferte Volksweisen interessiere und oft schon festgestellt hätte, dass man da Überraschungen erlebe, da sich in ihnen Anklänge an viele schöne Motive fänden, mit denen uns unsere größten Komponisten in ihren Symphonien beschenkten. Dies besage nicht etwa, dass ein Beethoven, ein Schubert, ein Brahms sich absichtlich einer dieser Melodien bedient hätten, sondern dass eben der Ausdruck für bestimmte Gefühle, den ein hochstehender Künstler schafft, letzten Endes seinen Ursprung im Volksempfinden habe. Eine nette Anekdote erzählte Doktor Strauss von sich und seinem Freund, dem holländischen Dirigenten Mengelberg. Strauss kam einmal nach Berlin, und als er hörte, Mengelberg hielte eben mit den Berliner Philharmonikern eine Probe ab, ging er direkt dorthin, um ihn sogleich zu begrüßen. Es war ein warmer Sommertag, und als er den Konzertsaal betrat, sah er die Schar der Musiker im Zustand ziemlicher Erschöpfung vor sich – allen standen die Schweißperlen auf der Stirn. Mengelberg unterbrach, ging auf ihn zu und sagte: *»Wir proben eben die Siebente Beethoven.«* Und da, so erzählte Strauss, entfuhr ihm unwillkürlich der Ausruf: *»Noch immer?!«* – Der Lacherfolg, den dies auslöste, war großartig! Als Richard Strauss einmal über Toscanini sprach, brach Frau Pauline los: *»Das ist ein Dirigent, der versteht's ganz anders wie du, mit den Musikern umzugehen, dem müssen's parieren!«* In dieser Tonart ging es weiter, Strauss hörte eine Weile zu, dann aber riss ihm die Geduld und er rief doch etwas aufgebracht aus: *»Jetzt hör' schon auf, du wirst mir auch noch vorschreiben, wie ich dirigieren soll! Ich glaub', sie spielen unter mir auch ganz schön!«*

XVII. Das Junkers Flugzeug

In diesen Glanzzeiten hatte Brioni sein eigenes Flugzeug; eine schöne Junkers Maschine stand den Gästen zur Verfügung. Dies fand großen Anklang, denn nicht nur war es ein großes Vergnügen, damit über der Insel zu kreisen, die von der Höhe aus mit ihrer gewundenen Küste, deren Felsen wie Wurzeln in die klare Tiefe hinabreichten, mit den Wäldern, den Golfplätzen, den Häusern, den bunten Schirmen am Strande, den auf den Wegen galoppierenden Pferdchen und den wimmelnden Menschlein wie ein allerliebster Spielzeug

aussah, sondern auch die praktische Seite bot unendliche Vorteile. Viele Gäste leisteten sich den Luxus, mit dem Flugzeug, das sie entweder nach Triest oder nach Venedig brachte, abzureisen. Aber trotz großer Auslastung konnte sich diese Annehmlichkeit wirtschaftlich nicht rechnen, hohe finanzielle Verluste waren die Folge. Bei den enorm hohen Versicherungssummen sowie den hohen Gehältern der Piloten konnten die Spesen nicht hereingebracht werden. Die ersten Flüge waren ein unvergleichliches Ereignis. Um vorab die Angst zu nehmen, hatte der Pilot schon meinen Mann und meinen Sohn, die auch sehr begeistert zurückkamen, mitgenommen. Die Gäste, die sich zum ersten Rundflug meldeten, präsentierten sich als Helden, obwohl sie es keineswegs waren. So kam vor seinem Flug z. B. ein Prominenter, ein Wiener, ganz blass auf mich zu und flüsterte mir: »*Ich möchte, dass Sie wissen, dass die Perlschnur meiner Frau sich im Nachtkastenladel befindet!*« Auch ich selbst genoss einmal den Flug Brioni-Venedig, es war einer der schönsten Tage meines Lebens. Heute, wo das Fliegen schon zur Selbstverständlichkeit geworden ist, klingt das vielleicht übertrieben. Damals jedoch machte mich der Flug förmlich trunken und ich hatte das Gefühl etwas zu genießen, was von Natur aus nicht dem Mensch, sondern nur anderen Lebewesen zugebilligt ist. Der Anflug auf Venedig, das Auftauchen der Wunderstadt, das Kreisen über dem Markusplatz – schon die Kulisse ist unübertrefflich. Ebenso der kontrastreiche Szenenwechsel – vom kleinen Radius des Insellebens plötzlich inmitten des Trubels der geliebten Stadt zu sein – schien wie ein Traum. Auch mein Mann war wie berauscht und als wir eine der schönen Lederhandlungen unter den Säulengängen des Markusplatzes betraten, erklärte er der Verkäuferin großspurig, sie möge uns rasch bedienen, denn wir seien eigens von Brioni nur herübergeflogen, um eine Handtasche zu kaufen! Ich nehme an, dass wir die Tasche infolgedessen recht teuer bezahlt haben! Auf dem Rückflug brachte uns der befreundete Pilot auf 2000 Meter Höhe, sodass wir den Dolomiten richtig ins Herz blicken konnten, nicht anders, als stünden wir selbst auf einem ihrer Gipfel.

XVIII. Gesellschaftliche Höhepunkte

Aus England kamen regelmäßig *Cruisers* (touristische Kreuzfahrtschiffe) und überschwemmt die Insel einen Tag lang mit Reisenden. Oft waren Bekannte darunter, dann gab es eine Einladung zum Dinner. Ein solcher Abend an Bord der prachtvollen Dampfer (es kamen abwechselnd *Arandorastar* und *Orontes* von der »White Star Line«), gutes Essen im blumengeschmückten Speisesaal in lieber Gesellschaft, danach Musik und Tanz – das waren für mich die allerschönsten Episoden unseres Insellebens. Freilich regte sich dabei die Sehnsucht in mir, selbst einmal auf eine solche Reise zu gehen, anstatt immer an einer Stelle

festzusitzen! In und außerhalb des Hafens schaukelten während der Saison stets entzückende Privatyachten aus aller Herren Länder. Es kamen, um nur einige zu nennen, die *Flying Cloud* mit dem Duke of Westminster, die *Nurmahal* des Mr. Astor aus Amerika, Marconis *Elektra*, die *Sarina* aus Ägypten, auffallend durch die Beflaggung mit dem Davidstern; aber Königin unter ihnen allen war die amerikanische Yacht *Orion* des Mr. Horsmann (so groß, wie der schöne Verkehrsdampfer *Morosini*, der für die Linie Triest-Brioni-Pola-Dalmatien eingesetzt war). Ihre Ausstattung war märchenhaft zu nennen. An der Decke der Halle erstrahlte das Sternbild des Orion, während eine der Wände mit Delfter Porzellan ausgekachelte war. An Bord befanden sich ein Schwimmbad und ein Gymnastiksaal, die Wohnräume erinnerten keineswegs an Schiffskabinen, sondern waren mehr als großzügig angelegt. Man kann dieses Schiff als einen schwimmenden Palast bezeichnen!

Die Feste, die in den Sommernächten der Hochsaison am Tanzplatz stattfanden, waren glänzend zu nennen, besonders die Kostümfeste, wovon vor allem eines, aufgrund von besonders gelungenen Darbietungen, mir schildernswert erscheint. Der Tanzplatz, eine kreisrunde Fläche, umrandet von erhöhten Tischen, wirkte wie eine kleine Arena, in der nacheinander verschiedene Gruppen ihre Darbietungen präsentierten. Da war ein Puppenhaus errichtet, aus dem, zu passender Musik, Marionetten hervortanzten, um nach ihrer Vorstellung wieder darin zu verschwinden; unter ihnen befanden sich die schönen Töchter Toscaninis. Auch ein Toreador erschien mit einem Stier (in Wahrheit ein armes blökendes Kälbchen), aber die Glanznummer des Abends boten – nach vielen vorangegangenen Schaustellungen – die drei bildhübschen Schwestern Kupelwieser. Zu den Klängen des Walkürenritts stürmten sie in die Arena, zwei als Walküren mit schimmernder Rüstung, Helm und Speer, in ihrer Mitte die Jüngste, nur mit einem Fell bekleidet, als über alle Maßen lieblicher Jung-Siegfried, sattellos auf dem braven Pony, einem alten Inventarstück des Pferdestalls. Dieses, entsetzt über den Lärm und die grellen Lampen, gelangte bis in die Mitte des Tanzplatzes, dann aber spreizte es die Beine, hob den Schwanz und tat in seiner Angst das, was kein Dresseur ihm hätte beibringen können – gleichsam um den Effekt dieses parodistischen Auftritts zu steigern! Heiterkeit erregte auch unsere Gymnastik- und Schwimmlehrerin (Ratgeberin aller schönen Damen zur Vervollkommnung ihrer Körperformen) als Affe, als sie in ihrer Geschmeidigkeit unglaublich affenähnlich zwischen den Bäumen und Tischen herumkletterte. Bei der Preisverteilung (die immer von den nur spärlich anwesenden betagteren Damen vorgenommen wurde) war sie für den ersten Platz vorgesehen, hätte nicht eine alte Marchesa ihr Veto eingelegt, indem sie erklärte, es sei doch zu *indecent* gewesen, dass sie sogar ein Schwänzchen angelegt hatte!

Ein alljährliches Sportereignis war der *Concours Hippique*. Außer man ist direkt daran beteiligt, so gibt es für meine Begriffe nichts Langweiligeres, als stundenlang zuzusehen, wie so und so viele Pferde und Reiter diese Hindernisse nehmen und ihre *penalità* (Strafe) ausgerufen wird oder in seltenen Fällen der *percorso netto*. Auch Damen beteiligten sich daran und fühlten sich als Amazonen. Die Höhepunkte des Polo Spiels, für die Herren nach wie vor der Mittelpunkt ihres Interesses, waren die unzähligen Wettspiele, die immer mit der Überreichung von vier *Cups* an das siegreiche Team endeten; diese wurden vom Sponsor oder der Sponsorin persönlich überreicht und die Übergabe wurde fotografiert. Es müssen hunderte solcher Fotografien existieren, sie wurden jedes Mal in der Brioni Zeitung abgebildet. Ebenso dürften sich noch irgendwo kilometerlange Filmstreifen befinden, die man auf dem Polo Platz gedreht hatte.

Das größte diesbezügliche Ereignis war jedoch zweifellos, dass sich einmal, anlässlich der fast alljährlichen Anwesenheit der englischen Mittelmeerflotte, die englischen Marineoffiziere an den Polo-Wettspielen beteiligt und zu diesem Zweck sogar ihre eigenen Pferde aus Malta mitgebracht hatten. So begleitete die Kriegsschiffe (die zum größten Teil im Kanal von Fažana Aufstellung nahmen) ein kleiner Transportdampfer, auf welchem sich die Pferde in Boxen befanden, die, als das Schiff am Molo Brioni angelegt hatte, mit Hilfe eines Krans an Land gesetzt wurden. Es waren prachtvolle Tiere, besonders das Vollblutpferd Admiral Mountbattens, das so temperamentvoll war, dass es zum Polo Match stets mit einer Augenbinde gebracht werden musste, die man ihm erst dann abnehmen konnte, wenn es sein Herr bestieg. Das Admiralschiff der englischen Flotte hieß *Brioni*, was die Brioniesen bei seinem ersten Eintreffen nicht wenig überraschte; wie sich herausstellte, ist es aber die englische Bezeichnung einer Schlingpflanze. Ehe die Flotte nach einigen Wochen nach Malta zurückfuhr, fand auf dem Kreuzer *Queen Elisabeth* der große Ball statt, mit dem sich die englischen Offiziere für die genossene Gastfreundschaft revanchierten. Dieses große gesellschaftliche Ereignis versetzte die Brioni Gäste in höchste Aufregung! Die große Frage, wer wohl zu den Glücklichen gehören würde, die eingeladen waren, war Tagesgespräch und Neid und Eifersucht erhitzten die Gemüter. Da wir mit den englischen Ärzten im stetigen Austausch standen – wir waren wiederholt bei ihnen an Bord des Spitalschiffes *Maine* und sie kamen gerne zu uns ins Bootshaus – wurde uns diese Ehre immer zuteil. Wenn der Ball also heranrückte, wurden wir von den jungen Freunden beiderlei Geschlechtes unseres Sohnes aufs Heftigste bestürmt, sie doch für diesen einen Tag zu »adoptieren« und mitzunehmen, was wir auch in beschränktem Masse taten; die Kontrolle sah ja nicht so streng darauf, ob sich die Familie plötzlich »vermehrte« hatte. So ein Ballabend bestach jedoch weniger durch

Unterhaltung als vielmehr durch seine unvergessliche Szenerie. Besonders der erste Moment, die Ankunft des in einem Lichtermeer erstrahlenden Stahlkolosses und der feierliche Empfang verfehlten niemals ihre große Wirkung. Wir sahen auf der *Queen Elisabeth* den Tisch, an dem die Übergabe der deutschen Flotte im Jahre 1918 stattgefunden hatte. Im selben Raum befand sich auch das riesige, silberne Monument der Königin, hoch zu Ross, von Reitern und Gefolge umgeben.

XIX. Tod Karl Kupelwiesers und Besitzerwechsel

Trotz allen äußeren Glanzes stand es aber schlecht um Brioni. Die finanzielle Lage gestaltete sich immer verzweifelter; die verschiedenen Gruppen der Familie Kupelwieser, die alle Mitbesitzer waren, hatten schon lange begonnen, dem dirigierenden Oberhaupt Karl Vorwürfe über die Art und Weise, wie er als sein eigener Hoteldirektor wirtschaftete (über zu kostspielige Pferdeankäufe etc.), zu machen. Um das zu entschärfen wurde für die Mitbesitzer ein Vertrauensmann gewählt, eine Art Vier-Augen-Prinzip setzte ein. Dieser Zustand dauerte nur kurze Zeit und führte zu einem schrecklichen Ende: Am 8. November des Jahres 1930 erschoss sich Karl Kupelwieser mit seinem Jagdgewehr. Obwohl der Entschluss zu dieser Verzweiflungstat bereits von dem Wissen um den völligen finanziellen Zusammenbruch geleitet war, gelang es der Familie, die Dinge, wie sie waren, noch eineinhalb Jahre lang unverändert aufrecht zu erhalten. Die Führung übernahm der bereits erwähnte Vertrauensmann und als Hoteldirektor wurde ein anderer Freund eingesetzt. Dieser war aber schwer leidend und verstarb im folgenden Februar, sodass die Hotelanlage abermals verwaist dastand.

Da es unter den obwaltenden Umständen nicht leicht war, einen gänzlich Fremden zu betrauen, bot sich mein Mann an interimsmäßig als Hoteldirektor zu fungieren; er befasste sich hauptsächlich mit der vielsprachigen Korrespondenz, der Publicity und dem Parteienverkehr. Es interessierte ihn, Brioni zur Abwechslung einmal nicht mit den Augen des Arztes, sondern durch die Augen eines Geschäftsmannes zu betrachten. Aber auch dabei bekam er es wieder mit einem »Leidenden« zu tun! Vor allem musste danach getrachtet werden, die Spesen zu reduzieren. Dies war möglich, denn wie sich herausstellte, war unverhältnismäßig viel Geld für Reklame ausgegeben worden war. Zum Beispiel hatte Brioni (obwohl ein einzelner! Hotelbetrieb) ein eigenes Propagandabüro in London engagiert, das Unsummen verschlang. Dabei kam unser Publikum erfahrungsgemäß fast ausnahmslos aufgrund persönlicher Empfehlung oder Mundpropaganda. Brioni war ebenso schön wie einzigartig, dass dies für sich alleine Werbung genug darstellte. Im neuen Umgang mit den

Gästen konnte mein Mann nun weitere Charakterstudien machen, die seine früheren Erfahrungen ergänzten. War es schon dem Arzt bewusst gewesen, dass seine Tätigkeit im Allgemeinen eine undankbare zu nennen war, so sah er sich als Hoteldirektor noch viel öfter mit Ausbrüchen schlechter Laune seitens der verwöhnten Klientel konfrontiert; trotzdem fesselte und erfreute ihn die Aufgabe, mit der er ein Jahr lang nebenberuflich beschäftigt war. In den nun folgenden Jahren ging der Fremdenverkehr in Brioni – wie überall anders auch – bedeutend zurück. Es waren die Jahre der weltweiten Finanzkrisen. Deutsche Banken brachen zusammen, die Bank von England verlor den Goldstandard, in Amerika kam es zu dem bekannten *Schwarzen Freitag* – all dies begrub die Hoffnung, die pekuniäre Lage Brionis doch wieder verbessern zu können. Die Gläubigerbanken bestanden darauf ein Kontrollorgan auf die Insel zu entsenden, bald genügte ihnen auch das nicht mehr, und sie nahmen die Führung selbst in die Hand. In dieser für alle Brionesen schwierigen Krise gelang es der Familie Kupelwieser nochmals, einen generösen Finanzier zu finden. Die Banken zogen sich zurück, die alte Ordnung wurde wieder hergestellt, Brioni wurde zur selbständigen Gemeinde erklärt, was manche Vorteile mit sich brachte. Aber es war doch alles nur ein Hinauszögern des unabwendbaren Zusammenbruchs, die Katastrophe trat schließlich zu Beginn des Jahres 1936 ein. Die Gehälter der Angestellten konnten nicht mehr ausgezahlt werden, der Konkurs war unabwendbar. Die Insel ging in den Besitz des italienischen Staates über, der »Kaufpreis« aber deckte nicht einmal die Außenstände, sodass die Familie Kupelwieser jeden Anspruch auf Brioni verloren hatte und die Insel verließ. Am Betrieb selbst wurde nichts geändert, der großartige feudale Stil wurde aufrechterhalten – selbst das Polo, so kostspielig es auch war, fand die Unterstützung der Regierung. Den italienischen Reitoffizieren wurde sogar Unterricht in diesem Sport finanziert. Dieselbe Summe, die zum Ankauf aufgewendet worden war, wurde nochmals für Verbesserung bereitgestellt, vor allem für die Erneuerung der Wasserleitung. Außerdem wurde der Entschluss gefasst, an Stelle des nunmehr altmodischen Hotels *Carmen* einen ganz modernen Bau zu errichten. Man sollte also meinen, dass außer für diejenigen, die persönlich mit der Familie Kupelwieser befreundet waren und ihre Abwesenheit bedauerten, Brioni durch den Besitzwechsel keine nennenswerte Veränderung erfahren hatte: Aber – es war das gleiche und doch nicht mehr dasselbe! Die zuvor mit Recht als dilettantisch bezeichnete Führung der Insel war zwar veraltet gewesen, hatte aber dem Betrieb ohne Zweifel eine persönliche Note verliehen – diese fehlte jetzt! Die Originalität, das *gewisse Etwas* waren verloren gegangen.

XX. Filmrummel

An diesem Punkt meiner Aufzeichnungen angelangt, bemerke ich zum ersten Mal, dass die Erinnerungen nicht so einfach aus mir herausfließen und zu Papier gebracht werden wollen, sondern, dass ich in meinem Gedächtnis nach ihnen suchen muss. Vielleicht liegt es daran, dass diese Jahre schon etwas von den dunklen Wolken, die am politischem Himmel aufgezogen waren, überschattet wurden – und nicht minder daran, dass uns damals der Niedergang unseres persönlichen Lebens bereits bewusst geworden war, und wir nicht mehr so lebhaft wie zuvor an den Geschehnissen teilnahmen.

Der Frühling des Jahres 1936 brachte aber unlegbar eine hübsche und unterhaltsame Episode mit sich. Die Berliner Tobis Filmgesellschaft drehte einen Film auf unserer Insel, und so lernten wir den ganzen komplizierten, lebhaften, lärmenden, ja etwas verrückten Ablauf kennen, den so ein Dreh mit sich bringt. Da mein Mann derjenige war, dessen persönliche Beziehungen die Sache dingfest gemacht hatten, war er sozusagen der »Vater« des Unterfangens und wurde von allen Beteiligten ununterbrochen in Beschlag genommen – schon alleine der Sprache wegen, da von der Gesellschaft niemand italienisch konnte. Es gab unzählige Formalitäten mit den Behörden zu erledigen, die Insel musste nach allen Richtungen durchstreift werden, um die besten Orte für die Aufnahmen zu finden (wobei sich herausstellte, dass vieles, das uns als besonders schön erschien, als nicht photogen erklärt wurde). Villenbesitzer mussten gebeten werden die Aufnahmen zu gestatten, Komparsen (die sich in Scharen meldeten!) mussten aus der Bevölkerung ausgewählt werden u. s. w. Für die geleisteten Dienste wurden wir aber im Gegenzug auch auf das Liebenswerteste behandelt. Wir durften den Dreharbeiten und den Mahlzeiten, die an Ort und Stelle im Freien stattfanden und bei denen es sehr lustig zugeht, beiwohnen. Die Filmwelt ist eine kleine, ganz eigene und in sich geschlossene Welt, die nur auf den jeweiligen Augenblick konzentriert ist und in der jedes kleinste Detail eine ungeheure Wichtigkeit bekommt. Jedermann hat seine genau definierte, sich immer wiederholende Aufgabe, im Hintergrund funktioniert alles wie ein präzises Uhrwerk. Einzig den jeweiligen (Haupt)Darstellern wird eine gewisse Selbständigkeit zugebilligt, doch auch sie agieren durch die sich immer wiederholenden einzelnen Szenen wie aufgezoogene Roboter und können sich einer Rolle wohl niemals in solchem Ausmaß und solcher Intensität hingeben, wie dies auf der Bühne möglich ist. Werner Krauß und Hans Söhnker waren die männlichen Hauptdarsteller und Renate Müller spielte die Diva, die in ihrer Rolle zwischen dem alternden und dem jungen Liebhaber zu wählen hatte. Die Autoren des Drehbuchs, die ebenfalls anwesend waren, konnten sich noch nicht darüber einigen, welchem von beiden sie am Schluss angehören sollte. Gedreht wurden Liebesszenen,

Strandleben, es gab Aufnahmen mit Pferden im Stall, Werner Krauß Holz hackend (was er wunderbar konnte, sogar mit der linken Hand) und – Polo Spiel. Da Herr Söhnker zwar ganz gut zu Pferde saß, aber von Polo keine Ahnung hatte, wurde der englische Polo Trainer dafür gewonnen, ihn in einigen Szenen als Double zu ersetzen – vor allem auch bei einer Sturzszene. Der glänzende Reiter vollführte dieses Kunststück ohne Unfall, aber als der Aufnahmeleiter sein gewohntes *da capo* erschallen ließ, da erklärte er dann doch, das dies zu viel verlangt sei! Renate Müller war sehr leidend, hielt sie sich nur in ihren Zimmern auf und wurde immer im letzten Augenblick mit dem Wagen zur Aufnahme gebracht; schon bald danach hörte man, das schöne Wesen hätte sich selbst das Leben genommen. Werner Krauß, der als einziger ungeschminkt vor die Kamera trat, während die anderen aus den Händen der Visagisten wie »Terracotta-Köpfe« hervorgingen, wirkte im Leben und im Spiel ungemein sympathisch. Er hatte später, als die Aufnahmen in Rom fortgesetzt wurden, einen Unfall, brach sich ein Bein und die Dreharbeiten konnten nicht zu Ende geführt werden. So war die ganze große Mühe vergeblich gewesen, denn der Film wurde vernichtet. Nichts außer einiger herrlicher Fotografien, die uns die leitenden Herren der Tobis Filmgesellschaft zum Andenken geschickt hatten, blieb von ihm übrig. Die Gesellschaft, die natürlich gegen solche Ereignisse versichert war, erlitt keinen Schaden. Ganz im Gegenteil schien ihnen dieser Ausgang nicht ungelegen zu kommen, da dadurch ein Geldtransfer von Italien nach Deutschland stattfinden konnte.

XXI. Nochmals »Polo«

In der Polo-Gruppe hatte sich vieles verändert; Fürst und Fürstin zu Schaumburg-Lippe, die einst der Mittelpunkt dieses Kreises gewesen waren, nahmen ein schreckliches, gewaltsames Ende. Am Abschluss einer Weltreise, die sie unternommen hatten, stiegen sie in einem Flugzeug über dem Krater des Popocatepetl auf. Dieses stürzte brennend ab, und vierzehn Personen, darunter die Genannten, fanden hierbei den Tod. Von den alten Spielern waren nur mehr wenige übrig geblieben, dafür sah man viele italienische und französische Sportsleute bei den Wettkämpfen. Der Herzog von Spoleto (jetzt Duca d' Aosta), der auf Brioni einen Bungalow gebaut hatte und seit geraumer Zeit einen Teil des Jahres daselbst zubrachte, blieb nach wie vor der Insel treu, zählte zu den ausdauerndsten Spielern und war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Er neckte meinen Mann gerne in seiner lieben, heiteren Art. Er wusste, dass es ihm eine Qual bedeutete, seit ungezählten Jahren, meist dreimal in der Woche, stundenlang der vielen schweren Unfälle wegen am Poloplatz anwesend sein zu müssen. Um die Zeit wenigstens nicht ganz zu vergeuden, hatte er immer irgend eine Lektüre dorthin

mitgenommen. Der Herzog, weit davon entfernt ihm dies übel zu nehmen (im Gegensatz zu zahlreichen anderen), rief ihm, wenn ein großes Match bevorstand, lustig zu: »*Dottore, nehmen Sie sich heute ein dickes Buch mit, wir spielen acht Chucker!*« Durch den Herzog waren auch zwei hohe Damen Stammgäste auf Brioni geworden, die griechischen Prinzessinnen Helene und Irene. Die erste, nun Mutter König Michaels von Rumänien, die letztere spätere Gemahlin des Herzogs und heute Duchessa d'Aosta. Beide Schwestern, trotz schöner, königlicher Erscheinung, sind im Wesen die Liebenswürdige und Schlichtheit selbst, und so zählen die gemeinsamen Stunden mit ihnen zu den schönsten, die uns die letzten Jahre unseres Brioni-Daseins beschert hatten. König Michael, damals noch Kronprinz und kaum dem Knabenalter entwachsen, genoss in Brioni die Wochen der Freiheit in vollen Zügen (er durfte nie lange bleiben). Hier brauchte er nichts anderes als jung, fröhlich und er selbst zu sein. Auch er beteiligte sich am Polo Spiel, aber lieber noch raste er auf seinem *Bicycle* auf der Insel herum und schlug sich andauernd Arme und Beine auf. Landete er, ohne von jemandem gesehen worden zu sein, dermaßen angeschlagen und über und über mit Staub bedeckt auf dem Divan unseres Ordinationszimmers, war er hoch zufrieden. Denn wenn er nach einer Weile verbunden, gesäubert und gelabt das Bootshaus verließ, konnte er sich schon eher bei seiner Mutter blicken lassen, ohne ihr allzu großen Schrecken zu verursachen.

XXII. Unfälle

Da alles auf Brioni radelte, standen diese Unfälle bei uns auf der Tagesordnung. Jedermann, auch Leute, die seit Jahren kein Rad mehr bestiegen hatten, oder andere, die erst damit begonnen hatten und deshalb eine Gefahr für sich und die übrige Menschheit bedeuteten, benutzten den »Drahtesel«. Schon alleine deshalb, da es unabdingbare Mode geworden war, anstatt in der Badeanstalt auf den freien Klippen zu baden, entwickelte sich das Radfahren zu einem »Muss« für die Brioni-Gäste. Wie oft verrieten im Gras abgelegte Räder, dass sich unten an den Klippen, an verborgener Stelle, Badende aufhielten – und in den meisten Fällen waren es der Räder zwei! Diskretion wurde im Allgemeinen gewahrt, aber in manchen Fällen kam es doch zu erbitterten Kämpfen, wenn es sich ein langjähriger Stammgast nicht so ohne Weiteres gefallen ließ, dass Neankömmlinge ebenfalls genau die Stelle, die er seit langer Zeit für sich »reserviert« hatte, in Anspruch nehmen wollten. Eine Dame z. B., eine immer einsam Badende, half sich stets, wenn sie andere kommen hörte, in der Weise, dass sie ihnen protestierenden im »Eva Kostüm« entgegen trat! Radfahren spielte also, wie gesagt, eine große Rolle. Und da die Straßen teilweise recht steinig waren und die Fahrer auf ihnen fremden Rädern unsicher, dazu fast unbekleidet (also ungeschützt) unterwegs, passierte viel.

Dies war der Grund, dass mein Mann im Sommer auf der Insel förmlich gefangen war und sich nicht einmal getraute, für ein paar Stunden nach Pola zu fahren.

Durch den vielen Sportbetrieb war seine Tätigkeit mittlerweile eine zum größten Teil chirurgische geworden. Wie viele schwere Unfälle ereigneten sich im Laufe der Jahre etwa beim Polo! Zwei Todesopfer aber forderte das Baden (beides junge, schöne Männer). Nicht etwa, dass sie ertranken, beide starben infolge von unvernünftigem und unvorsichtigen Springen. Der eine glaubte, sich im Bad *Saluga*, ohne Schaden zu nehmen, vom ersten Stock per Kopfsprung in das seichte Wasser herabstürzen zu können. Er brach sich das Genick und starb innerhalb von zwei Stunden. Der andere sprang von den Klippen wohl in tiefes Wasser, sah aber nicht, dass unter dem Wasserspiegel eine Felszacke aufragte, die dann den Kopf des Unglücklichen förmlich skalpierte; darüber hinaus brach er sich auch die Wirbelsäule.

Unglücklicherweise war mein Mann zu genau diesem Zeitpunkt abwesend, da er einen anderen Patienten mit kompliziertem Beinbruch ins Spital nach Pola begleitete. Daher fiel es mir zu, dem so schrecklich Verletzten die erste Hilfe zu leisten und ihn von den Klippen ins Hotel transportieren zu lassen. Er lebte noch vierundzwanzig Stunden. Noch ein weiteres Opfer forderte das Meer. Es war eines Nachts im Dezember, wir lagen zu Bett und lauschten dem tobenden Bora Sturm, der das Bootshaus erzittern ließ. Es hatte null Grad und es schien uns, als hörten wir Stimmen auf dem Meer, als wir uns fragten: *»Es wird doch nicht ein Boot draußen sein, in dieser schrecklichen Nacht!«* Bald darauf wurde bei uns heftig geläutet, und man rief uns zu: *»Motorboot gekentert, Duca di Spoleto und sein Adjutant aus den Wellen gezogen!«* Schweren Herzens entließ ich meinen Mann in die eisige Nacht. Das Motorboot war um Mitternacht nach Pola gefahren, da der Herzog am nächsten Morgen dienstlich dort zu tun hatte, er war damals Kommandant eines Torpedoboot-Zerstörers. In der Mitte des Kanales von Fažana versagte der Motor, das hilflose Boot wurde von der Bora zurückgetrieben und kenterte an unserem Wellenbrecher. Die beiden Offiziere und zwei Bootsleute kämpften sich durch das eisige Wasser an Land, d. h. nur dreien von ihnen gelang dies. Des Herzogs Adjutant aber, der einen Versuch gemacht hatte, auf den Wellenbrecher zu springen, um das Boot zu retten, war dabei unter das Gefährt geraten und der schwere Mantel ließ ihn wohl nicht mehr hochkommen. Die drei Geretteten konnten ihn schließlich bergen, doch wie sie meinten, als Leiche. Aber er lebte noch. Mein Mann beatmete ihn die ganze Nacht hindurch künstlich und trachtete auf alle mögliche Art, den völlig erstarrten, eiskalten Körper wieder zu erwärmen. Dies gelang wirklich und er kehrte zum Leben zurück, nachdem er, wie er selbst sagte, den Todeskampf schon erlitten hatte. Tragischer Weise musste mein Mann schon am folgenden Morgen eine Lungenentzündung konstatieren, hervorgerufen durch

das Aspirieren des entsetzlich kalten Wassers. Der Arme war nur für kurze Zeit dem Tode entrissen worden, sechs Wochen später verstarb er.

XXIII. Karsavina

Nach wie vor boten die Gäste, die sich in der Hochsaison versammelten, ein internationales Flair. Es war uns immer eine Unterhaltung die Nationalität der Neuankömmlinge zu erraten – man irrte sich fast nie. Einmal kam ich von so einer Inspektion zurück und meldete meinem Mann, dass eine Familie angekommen sei, Vater, Mutter und Sohn, alle drei erlesen schöne Menschen. Sie passten in keine Kategorie recht hinein, wobei mir aufgefallen war, dass die zwar weißhaarige, aber noch jugendliche Dame ganz besonders anmutig punkto Gang und Bewegungen wirkte. Bald besuchten sie uns mit einem kleinen Anliegen und wir kamen lebhaft ins Gespräch (der Herr war Engländer, lebte aber in Budapest). Sie blieben längere Zeit, und als wir sie baten, sich in unser Gästebuch einzutragen, fragte die Dame, ihren Namen schreibend: *»Sagt Ihnen das etwas, wenn ich dazuschreibe Karsavina?«* Die berühmte russische Tänzerin!

Wenn mich jemand fragen würde, mit welcher Nation ich mich am besten verstanden habe, so müsste ich antworten, dass ich mit allen gut ausgekommen bin – für mich gab es kein Nationalitätenproblem. Selbstverständlich befanden sich unter allen »unerfreuliche« Exemplare – so wie ich meine – in ziemlich ausgewogenem Prozentsatz. Unter den Freunden, die wir gewonnen hatten, herrschten natürlicherweise die Ärzte vor. Man fühlt sich als Interessensgemeinschaft und durch ähnliche Lebenswege verbunden, und ohne sich lange kennen lernen zu müssen herrschte, mit wenigen Ausnahmen, auch Harmonie in der Weltanschauung. Mit befreundeten Kollegen knüpften wir Bande in alle Welt. Es war so schön, von einem gänzlich Unbekannten angesprochen zu werden, der meinem Mann Grüße aus weiter Ferne brachte. *»You have a very good friend overthere where I live in Cincinnati!«* begrüßte mich einmal ein fremder Herr – und schon waren wir dadurch einander vertraut. Ein internationaler Ärztekongress, der auf Brioni stattfand, ergänzte diese Bindungen noch um ein Beträchtliches.

XXIV. Ausklang und Abschied

Aber, wenn auch Brioni seine Gäste, die bestehenden und die noch nie dagewesenen, immer wieder aufs Neue entzückte, und wenn auch durch mehrere Monate hindurch noch lebhaftes Treiben dort herrschte, so war es nicht mehr möglich, die Insel ganzjährig auch nur einigermaßen frequentiert zu halten. Viele Monate lang blieben die Hotels vollständig leer,

trotzdem musste der ganze Betrieb, nur um Weniges reduziert, weiterlaufen. Waren aber keine Gäste da, war die Stimmung deprimierend. Brioni war eben niemals eine eigenständige Niederlassung, es war ganz und gar für den Fremdenverkehr erschaffen worden. Fehlte dieser, so blieb ein unnatürliches Vakuum zurück! Zu Weihnachten 1937 passierte es, dass trotz großer Propaganda für weihnachtliche Golfturniere, nicht auch nur ein einziger Spieler erschienen war. Nur der ungarische Golfchampion Desider Lauber, der, wie schon so oft darum gebeten worden war, das Match zu leiten, reiste an. Am Weihnachtstag also, bei über alle Maßen herrlichem warmen Wetter, bewegte sich eine melancholische, kleine Gruppe über den Golfplatz, bestehend nur aus unserer Familie und Desider Lauber, der sich mit unserem ausgezeichneten Professional, dem Schweizer Jack Olgeati im Wettspiel maß. Nicht weniger trübselig verlief der Silvesterabend, den wir mit den einzigen anwesenden Hotelgästen, einem Wiener Ehepaar, verbrachten. Zufällig ergab es sich im Gespräch, dass einige Persönlichkeiten erwähnt wurden, die im abergläubischen Italien als *grandi jettatori* (Unglückbringer) gefürchtet sind. Unser italienischer Hoteldirektor, ebenfalls anwesend, geriet ganz außer sich, denn *jettatori* in der Neujahrsnacht zu erwähnen, erschien ihm etwas Unverzeihliches. Ich lächelte von jeher über diese Eigenheit, der man in Italien in allen Kreisen begegnet; aber ich muss gestehen, dass das Jahr 1938 die Befürchtungen des Direktors in solchem Ausmaß bestätigte, dass ich davon absehe, die Persönlichkeiten, um die es sich handelte, hier auch nur zu erwähnen, denn um ehrlich zu sein – nach diesen Erfahrungen scheue ich mich selbst ein wenig davor, ihre Namen in den Mund zu nehmen! Wenige Tage später, das Wetter hatte wie fast immer zu Neujahr umgeschlagen und es blies eine eisige, winterliche Bora, brach im fünften Stock des Hotel *Neptun III* ein Brand aus. Die Möglichkeiten es zu löschen waren gerade in dieser Höhe sehr gering, der Wasserdruck genügte nicht. Der Wind tat das seine, um das Feuer weiter zu entfachen, und als der Lösch-Tender mit den Pumpen aus Pola eintraf, loderten die Flammen bereits aus den Fenstern des dritten Stockwerkes und ebenfalls aus dem Dach heraus. Wieder gab es Verletzte und mein Mann, selbst nicht gesund, raste in Sturm und Kälte hin und her. Der Brand wurde nach einigen Stunden gelöscht, aber der Schaden war enorm; das Jahr 1938 hatte sich auf diese Weise von Anfang an als ein wahrhaftig böses zu erkennen gegeben. Uns selbst brachte es Krankheit, und im Verlauf der Monate ereignete sich sehr viel Schmerzliches, auf das ich aber hier nicht näher eingehen will. Diese Zeilen sollen über unser persönliches Schicksal nur insofern berichten, als es auch mit Brioni verknüpft war. Nur so viel sei gesagt – alle Vorkommnisse führten dazu, dass wir Brioni am 31. Dezember für immer verließen. Und als uns unser guter, alter Dampfer zum letzten Mal aufnahm, als wir vom Molo abstießen, war es

mir, als würde eine kalte, harte Hand mein Herz ergreifen und es bis zur Unerträglichkeit zusammendrücken. Und heute, wo ich dies niederschreibe, wo inzwischen so Vieles geschehen ist, das alle alten Gefühle hätte müssen verblassen lassen, empfinde ich doch aufs Neue noch einmal die Schwere dieser Schicksalsstunde. Nach außen hin spielte sie sich äußerst banal ab, an Bord befand sich ein flüchtiger Bekannter, er verwickelte uns in ein gleichgültiges Gespräch und wir waren in seine Fragen verstrickt, während Brioni, unser Bootshaus, ja unser ganzes vergangenes Leben unseren Blicken mehr und mehr entschwand. Meinem Mann folgte niemand nach, er war der erste und letzte ansässige Arzt der Insel. Nach ihm versahen junge Gemeindeärzte den örtlichen Dienst, sie kamen vom Festland herüber und wechselten alle paar Monate. In den Jahren 1939 bis 1941 konnten die Hotels nochmals für einige Sommerwochen belebt werden. Die Direktion, respektive die italienische Regierung, ließ den geplanten Neubau, der erst nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges fertig wurde, noch mit erstaunlichem Optimismus fertigstellen. Dieses neue Hotel, so erzählte man uns, soll die alten Häuser an modernen Einrichtungen und Luxus bei weitem übertroffen haben. Doch nach der Besetzung Polas durch die Deutschen wurden die Hotels total geplündert; sämtliche Möbel (350 Zimmer), Wäsche, Silber – alles trat die Reise ins »Reich« an! Im Jahre 1945, als dann das Ende bereits bevorstand, zogen sich die Deutschen von Pola nach Brioni zurück; damit war auch das Schicksal der Häuser besiegelt. Ein Luftbombardement schweren Kalibers zerstörte sie. Wir erfuhren, dass jedes Hotel einen Volltreffer abbekam, das Bootshaus hingegen soll aber unversehrt geblieben sein. Heute empfinde ich für Brioni wie für etwas Verstorbenes; es wurde zur Welt gebracht, wuchs vor unsern Augen heran, es hat gejubelt, gelitten, gelebt und schließlich einen gewaltsamen Tod erlitten. – Oder sollte es nur abermals im Schlaf versunken sein, um nochmals zu erwachen? – Wer kann es wissen?!

BRIONI

Verlassen die Insel,
ausgeträumt der Traum!
Sich selbst überlassen
Strauch und Baum!
In Trümmern Paläste,
zerstoben die Gäste!
Einst: Pracht, Lichterglanz,
Schönheit, Tanz.
Sportliche Feste, fliegender Ball,
wiehern edler Rosse im Stall.
Schiffe im Hafen, Lachen, Jubel,
Kommen und Gehen, bewegter Trubel.

üppiges Leben, reiche Banquette –
Jetzt? Stille, Verfall auf der Stätte!

Dringst du aber tiefer ins Land
an verborgene Plätze, nicht jedem bekannt,
wo schmale Pfade das Dickicht durchwinden,
wirst du der Insel Seele finden!
Saftiges Grün und dunkle Föhren,
nichts und niemand wird dich stören!
Hörst von den Klippen die Wellen rauschen,
kannst die Waldestiere belauschen.
Trittst auf die Lichtung, verborgene Wiese,
kannst dich wähen im Paradiese!
Tau noch glänzt im feuchten Moose,
heimlich hier blüht die Cystusrose.
Und verstohlen zu deinen Füßen
ungezählte Blumen sprießen.
Um dich her, wohin du auch blickest,
dich an ihrem Anblick entzückest!
Orchis, Krokus, Anemon',
und Asphodelus blühen schon.

Doch richtest du nun in die Ferne den Blick,
dann vergiss die Welt und dein eigen Geschick!
Denke, das, was du bewundernd siehst,
seit tausenden Jahren verblieben ist.
Die Felsen, das Meer, die leuchtende Weite,
sie waren damals nicht anders wie heute.
Hier nicht erreicht dich Zerstörung, Kultur,
du fühlst dich eins mit dem Wunder Natur!
Dein Wesen löst sich von Raum und Zeit,
Du selbst bist ein Teil der Ewigkeit!

Opatija, Sommer 1946

ANHANG / HEITERE EPISODEN AUS DEM BOOTSHAUSLEBEN

Der Schaukelesel und das ideale Dienstmädchen

Zunächst also der Schaukelesel. – Das Christkind brachte unserem Buben immer viele schöne Sachen, dafür sorgten freundliche Patienten, bei denen das »Doktorbuberl«, wie er meistens genannt wurde, sehr beliebt war. Zu einem Weihnachtsfest, ich glaube, es war im Jahre 1911, erschien per Post eine Kiste, in der sich ein Schaukelesel von erlesener Schönheit befand. Er hatte Glasaugen, war mit echtem Fell bespannt und hatte eine echte Mähne. Die Freude war groß und der glückliche Besitzer schleifte den Esel, am Schweif ziehend, in der ganzen Wohnung umher; natürlich war dieser bald ausgerissen! Mein Mann, dessen Erziehungsmethode meist darin bestand, einen Tränenausbruch sofort in Lachen zu verwandeln, rief aus: *»Pass auf, ich habe einen noch viel schöneren Schweif für deinen Esel!«* Er sperrte die Schreibtischlade auf und entnahm ihr sein Offiziers-Portepée und meinte: *»Meine militärischen Pflichten gegen das Vaterland sind wohl erledigt (wie sehr sollte er darin irren), also kann dein Esel einen goldenen Schweif bekommen!«* – Es war vielleicht etwas pietätlos, aber der Spaß verfehlte seine Wirkung nicht. Einige Jahre vergingen, der Esel wurde kaum mehr bestiegen, aber stand noch immer dekorativ im Kinderzimmer herum. Da kam im Juli 1914 der denkwürdige Tag der Kriegserklärung; mein Mann stand vor dem Esel und sagte: *»Nun musst du mir deinen Schweif wiedergeben!«* Rabbi Ben Akiba sagte: *»Alles ist schon dagewesen!«* Ich aber glaube, eine solch' tragikomische Situation noch nicht! Bevor ich auf das »ideale Dienstmädchen« komme, das in dieser Geschichte eine Rolle spielt, will ich bemerken, dass diese Personalfrage in Brioni stets schwer zu lösen war. In den ersten Jahren, als ich weder italienisch noch kroatisch konnte, bildete ich mir ein, ich müsste meine Mädchen aus den österreichischen Alpenländern beziehen. Viele reisten zu uns herunter, selten war es ein guter Griff. Die Mädchen hatten Heimweh, alles war ihnen so fremd. Eine biedere Steirerin meinte einmal, als sie am ersten Abend (es war eine dunkle Nacht) die Fenster schloss, sogar ganz melancholisch: *»Net wahr, Mond gibt's da koan?«* Ferner unterlagen sie rasch den Avancen der Männer, denn die Insel hatte chronischen Mangel am »schönen Geschlecht«. Das Zimmer unserer Mädchen hatte sein Fenster direkt zur Stiege, daher ließ mein Mann ein »Keuschheitsgitter« anbringen; auch das half nichts, das Bootshaus sorgte stets für Bevölkerungszuwachs! Die Istrianerinnen, die ich später einstellte, waren oft recht tüchtig, aber sie wollten über's Wochenende zurück nach Hause, und erlaubte man es ihnen, so kamen sie am Montag bestimmt nicht zurück! Erst als wir begannen unsere Mahlzeiten im Hotel einzunehmen (ich selbst hatte mit der Arztassistentin und dem Kind zu

wenig Zeit für das Kochen), wurde diese Frage leichter. Doch die ideale Hilfskraft sollte uns der Krieg bescheren – und zwar in Gestalt des braven Sanitätssoldaten, der meinen Mann bediente. Wenn ich zu Besuch eintraf, fand ich die Wohnung in tadellosem Zustand. Der gute Oberösterreicher Braunsperger, ein vielfacher Familienvater, versah sein Amt gewissenhaft. Betrat ich das Zimmer, während er aufräumte, versteckte er verschämt sein Pfeifchen hinter dem Rücken. Ich selbst durfte gar nichts machen, er erklärte mir, ich müsse mich ausruhen. Einmal kam er gerade vom Urlaub zurück und brachte mir einen Butterstriezel mit: *»Däs is für Ihren Buam in Graz«*, sagte er. Ich dankte ihm gerührt und fügte hinzu, dass auch ich ihm für seine Kinder gerne eine Freude machen würde. *»I wüsst' schon was«*, sagte er, *»da wär' der Esel, der g'fällt mir gar so guat!«* Natürlich wollte ich ihm den Esel gerne geben, meinte aber, dass es mir unmöglich schien, ihn mit der Post zu versenden. Er aber war darin ganz zuversichtlich, verpackte seinen Esel in eine Kiste und fuhr damit nach Pola zum Bahnhof, wo er sein Anliegen vorbrachte: Er wolle einen Esel nach Oberösterreich schicken! Man fragte ihn, ob er wohl die nötigen Papiere mitgebracht hätte, und als er dies verneinte, schickte man ihn in ein Amt in der Stadt, wo er Näheres erfahren würde. Er nahm seine Kiste, fand das Amt, stellte die Kiste ab und begann wieder, seinen Wunsch zu verdeutlichen. Der Beamte sagte: *»Mein Lieber, das ist nicht so einfach, der Esel muss wegen der Maul- und Klauenseuche ein Zeugnis vom Tierarzt bekommen, wo haben Sie ihn denn?«* Daraufhin antwortete Braunsperger etwas erstaunt: *»Der is' ja in einer Kisten eingepackt!«* – Tableau! – Die Beamten freuten sich, dass es ausnahmsweise einmal etwas zu lachen gab und mit ihren Ratschlägen kam der Transport zustande. Ich hoffe, der Esel erlebte, obwohl er keinen Schweif hatte, noch lustige Zeiten bei den kleinen Braunspergern!

Ein »schöner Beruf«

Es war schon zuvor von Biologen und den biologischen Stationen in Rovigno und Triest die Rede, aber auch unser Bootshaus war einmal für drei Wochen lang als biologisches Laboratorium, eine anregende und vergnügliche Quelle für alle Beteiligten. Wiener Professoren, Alfred Fröhlich, der experimentelle Pharmakologe, und Alois Kreidl, der Physiologe, kamen nach Brioni, um über Wärmenarkose zu forschen – ihre Versuche führten sie an niederen Seetieren durch und auch wir konnten mitwirken, da Prof. Fröhlich ein Vetter meines Mannes ist. Genau genommen hatten wir die Herren zu dem Unterfangen animiert und unsere Hilfe angeboten. Für die Arbeiten stellten wir ihnen zwei Kammern, die sich im Bootshaus unter unserer Wohnung befanden und die uns als Magazin für ärztliche Utensilien, Apothekenkästen, Flaschen etc., dienten, zur Verfügung. Sogleich entdeckten die Herren dort

auch etwas für sie Nützliches, nämlich einige an der Wand hängende Glasgefäße, mit Schläuchen (sonst für nicht näher zu beschreibende Zwecke bestimmt), die ihnen zur Zuführung frischen, mit Luft gefüllten Seewassers dienen sollten. Das Laboratorium wurde also so gut wie möglich eingerichtet, und wir zogen mit Flaschen, Kübeln und Fangnetzen aus, um an geeigneten Plätzen mit dem Einfangen zu beginnen. Unser Junge, von den Herren sogleich zum Assistenten ernannt, war in seinem Element, denn wer kannte die Insel und alles Getier schon besser als er – und gibt es Lustigeres für so einen Buben als derartige Unternehmungen? Schon bald wimmelte es in unseren Gefäßen von allen möglichen Lebewesen. Da gab es außer den *Palemones*, den kleinen durchsichtigen Krebslein, die im Zentrum der Forschung stehen sollten, noch Seeanemonen, Einsiedlerkrebse, Röhrenwürmer, ganz kleine Fische, Krabben etc. Doch dieser erste Fang brachte auch eine lehrreiche Erfahrung mit sich. Denn als wir nämlich mit der Beute zuhause angelangt waren, war von ihr fast nichts mehr übrig geblieben – sie hatten sich unterwegs gegenseitig aufgefressen! Obwohl mit viel Plage verbunden, war der ganze Betrieb zur Zufriedenheit aller Beteiligten dann doch bald in vollem Gange. Andauernd musste neues Material herbeigeschafft werden, fortwährend hieß es Meerwasser zu schöpfen, um die Tiere lebendig zu erhalten – des Kübelschleppens war kein Ende in Sicht. Einmal begegneten die heimkehrenden Professoren einer ihnen bekannten Dame aus Wien, die, elegant gekleidet, ihre Abendpromenade absolvierte. Sie blickte entgeistert auf die verwilderten, wenig bekleideten Gestalten und wünschte zu wissen, was denn dieser Aufzug zu bedeuten hätte. Von den Forschern wurde ihr erklärt, um was es sich da handelte, jedoch schien die Dame für Wissenschaft nicht viel übrig zu haben. Der wunderbare Ausspruch, den sie sich daraufhin leistete wurde bei uns fortan zum geflügelten Wort »*Na, ich muss sagen, ein schöner Beruf!*«.

Eine »Buschiade«

Manchmal gab es unter den Brionesen auch »dankbare« Patienten. Nicht gerade viele, denn im Allgemeinen hatten sie eine unvernünftige Eifersucht auf die Hotelgäste entwickelt, geboren aus der fixen Idee, dass mein Mann sich für deren Krankheiten mehr interessierte als für die ihren. Es war wohl zu viel verlangt, dass sie verstehen konnten, dass es bei der Behandlung eines Schwerkranken für meinen Mann keinen Unterschied machte, ob er nun in einem Hotelbett oder in einem ärmlichen Zimmer lag. Sehr wohl aber gab es Unterschiede in der Behandlung von Kleinigkeiten oder bei eingebildeten Kranken; dabei stelle ich aber in den Raum, ob nicht der »einfache« Mann, mit dem nicht viele Geschichten gemacht werden mussten, dabei nicht doch besser wegkam, als der »große« Herr, dessen Launen man zu

berücksichtigen hatte! Eines Tages also brachte uns eine dankbare Patientin ein Hühnchen und versicherte uns, diese *gallina* werde uns im Frühjahr viele Eier legen. Unsere damalige Köchin, eine resche Wienerin, war ein hübsches Mädel, gebürtig aus dem Waldviertel, die das kleine Vieh sogleich einer sachgemäßen Prüfung unterzog und ausrief: *»Was? Gallina? Des is ka Hendl, des is ja a Hahn!«* Der verschreckte Hahn entschlüpfte ihren Händen und – da das Fenster offen stand – war auch schon hinaus geflogen! Da aber alle unsere Fenster zum Meer hinaus gingen, sank er flatternd auf die Fluten nieder und schaukelte im nächsten Moment auf den Meereswellen! Sein luftgefülltes Gefieder hielt ihn über Wasser und er segelte wie ein Schwan dahin. Der Schnabel stand ihm vor Entsetzen offen. Was tun? Da wir sahen, dass ihn der Wind um das Haus herum blasen würde, blieb uns nur zu hoffen, dass man ihn auf der anderen Seite, auf der sich eine Stiege befand, würde erwischen können. Also begaben wir uns dorthin, allen voran unser damals zehnjähriger Filius, mit seinem Krabbenfangnetz bewaffnet. Und richtig, bald kam der Hahn angesegelt und konnte triumphierend herausgefischt werden. Es war höchste Zeit, schon war er ganz durchnässt, und als er beim Einfangen auch noch unter Wasser geriet, fiel er in Ohnmacht! Unsere Resi schrie: *»Jesass, Jessas, jetzt wird er hin!«* Dies geschah aber nicht, er erholte sich in der Sonnenwärme und wuchs zu einem schönen frechen Hahn heran, der in unserer Küche wohnte, unsere Morgenruhe durch sein *»Kikeriki«* störte und jeden in die Beine zwickte, der den Raum betrag. Ansonsten aber war er sympathisch, und als er schließlich als Weihnachtsbraten endete, empfanden wir aufrichtiges Bedauern. Geschmeckt aber hat er dennoch!

Aus der Ordinationsstunde

Ein junges, hübsches Mädchen tritt ein: *»Ach, Herr Doktor, ich habe eine Blase auf der Lippe, was soll ich machen?«* Der Arzt betupft die Blase mit Jodtinktur und rät, nur ab und zu etwas Puder darauf zu geben. Das junge Mädchen schreit: *»Jetzt habe ich ja ein braunen Fleck, schrecklich, was Sie da machen! Ich habe aber auch noch Ohrenscherzen!«* Der Arzt konstatiert einen leichten Katarrh und erklärt, das Fräulein dürfe unbedingt mehrere Tage beim Baden nicht springen. *»Was? Nicht springen?«* ruft die Patientin entrüstet aus. *»Unmöglich! – Ach, wär' ich doch lieber gar nicht erst hergekommen!«*

»Ach, wie süß!«

Ein junger Mann erschien in der Ordinationsstunde. Eher klein von Gestalt, nicht hübsch, etwas ungeschickt im Auftreten, mit betrübten Gesichtsausdruck. Er klagte, dass ihm das

Leben keine Freude bereite – wohin er auch komme fühle er sich zurückgesetzt und kein Mensch beachte ihn. Er habe gehört, dass man sich nirgends so ungezwungen unterhalten könne wie in Brioni und dass es da stets so viele hübsche junge Mädchen gäbe. So habe er beschlossen, seinen Urlaub auf der Insel zu verbringen und, so fügte er hinzu, nicht nur Unterhaltung zu suchen, sondern vielleicht auch die Gelegenheit wahrzunehmen, einem sympathischen Mädchen einen Heiratsantrag zu machen. Und nun sei er da, unbekannt und unbeachtet und trotz aller Bemühungen gelänge es ihm nicht, die Aufmerksamkeit der jungen Damen auf sich zu lenken. Er hoffte offenbar durch uns Kontakte zu knüpfen, aber wir vermieden es prinzipiell, solche erzwungenen Bekanntschaften einzufädeln, da sie niemals zu einem guten Ende führten. Mein Mann sagte ihm: *»Ich will Ihnen einen guten Rat geben: Mieten Sie sich ein Segelboot, fahren Sie nach Fažana hinüber. In diesem Nest wimmelt es von Hunden und Katzen und die Leute bieten einem mit großen Wortschwall kleine Hunde an, von denen sie behaupten, dass sie weiß Gott wie reinrassig wären. Suchen Sie sich ein recht kleines, recht niedliches Hündchen aus – klein sind sie doch alle allerliebste, selbst wenn auch später eine arge Promenadenmischung daraus werden sollte. Zahlen Sie geduldig einen viel zu hohen Preis, kommen Sie mit Ihrem Einkauf zurück und – das Übrige wird sich finden!«*

Als wir am nächsten Tag den Platz vor den Hotels überquerten, sahen wir vor uns eine ganze Schar junger Mädchen, und als wir näher kamen hörten wir Ausrufe wie: *»Ach, wie süß!«* – *»What a lovely puppy, is it yours?«* – *»Wie heißt Ihr kleiner Hund? Ist er schon stubenrein?«*

So zwitscherte es durcheinander, und im Zentrum dieser Gruppe stand der Jüngling vom Vortag, der ein Hundebaby an der Leine führte. Als er uns sah, winkte er uns lachend zu, wir winkten verständig zurück und freuten uns an seinem veränderten Gesichtsausdruck. Das Eis war gebrochen, man sah ihn von diesem Tage an bald mit dem einen und bald mit jenem jungen Mädchel. Der kleine Trick hat ihm jedenfalls dazu verholfen, sich gut zu unterhalten und seinen melancholischen Gemütszustand abzulegen; ob er aber auch seine Heiratsabsichten auf diese Weise erfolgreich abschließen konnte, das wüsste ich nicht zu sagen!

Ich füge ein kleines unveröffentlichtes Gedicht von Klabund ein, entnommen einem Brief, den er im August 1927 aus Brioni an seine Frau, Carola Neher, schrieb:

AUF BRIONI

Schön ist es, die Sonne ins Meer sinken zu sehen in Val Madonna.
Schön ist es, den Mond aufsteigen zu sehen zwischen den Cypressen
der römischen Ruinen in Val Catena.
Schön schmecken die Hummer in Fažana
und die Küsse auf Brioni Minore.

Am Cap Rancon schlagen die Wellen an den Fels.
Überall brandet die Liebe an mein Herz.
Ich bin vier Wochen hier, ich vergaß alles:
das Theater, Berlin, die Zeit, sogar Dich, mein Herz.
Sei nicht böse, ich werde mich Deiner wieder erinnern im Herbst.

Ich steige auf den Monte Cypro
und sehe weit über Insel und Meer.
Dort – dort hinten – fliegt ein etwas ins gleißende Licht:
Eine Möwe – ein Wasservogel – eine kleine Wolke – oder ein Gedanke von mir.

Das kroatische Manuskript wurde dem Archiv der Inselverwaltung Brioni im Jahre 1956 übergeben. Die ursprüngliche Übersetzung dieser Fassung ins Deutsche hatte dem Charme des Stils der Autorin Rechnung getragen. Das gesamte Manuskript wurde 2022 komplett überarbeitet und sprachlich verfeinert, um einen ungetrübten und verständlichen Lesefluss zu gewährleisten.

© Diese Fassung ist urheberrechtlich geschützt, alle Rechte daran sind Theodor Heinrich Mautner Markhof/Beate Hemmerlein vorbehalten. Eine Nutzung, Vervielfältigung, Verwendung und Verbreitung ohne ausdrückliche Genehmigung ist strengstens untersagt und wird ausnahmslos rechtlich geahndet. Änderungen und/oder Adaptionen dürfen nicht vorgenommen werden.